Bauern-Philo... oder Belehrung über die wichtigsten ...

Heinrich L. Fischer

Bauern-Philosophie

oder

Belehrung

über die wichtigsten

Gegenstände des Aberglaubens

und

andere nützliche Kenntnisse,

als:

Beyspiele und Erzählungen, wie uns unsere Einbildungskraft täuschen könne; Warnung vor Teufelskünsten und Schatzgräbereyen; Nachrichten von Gespenstern, Hexen und Hexenmeistern, deren Künste ꝛc.

Vom Verfasser
des Buchs vom Aberglauben.

Erster Theil.

Neueste, veränderte Auflage.

Passau, 1802.

Und zu finden in allen guten Buchhandlungen Deutschlands.

Vorrede.

Es giebt in der That nur wenig Menschen, die nicht von Vorurtheilen und albernen Meinungen beherrscht würden. So sehr sie auch den Ungrund derselben fühlen, und so sorgfältig sie sie deswegen vor sich und Andern zu verbergen suchen, so handeln sie denselben doch insgeheim gemäß, da sie ihnen Lieblings-vorurtheile geworden sind. Der sicherste Weg, dergleichen vorgefaßte und abergläubige Meinungen auszurotten, ist unstreitig dieser, daß man dieselben, verwebt mit andern thörichten Begriffen, öffentlich zur Schau darlegt, und glaubwürdige Beyspiele und Thatsachen aufstellt, welche die schädlichen Folgen davon unverkennbar zeigen. Einen Versuch dieser Art habe ich in gegenwärtiger Schrift gemacht; und wenn auch nicht jeder einzelne irrige Begriff darin erläutert wird, so ist er doch in Verbindung mit andern als solcher aufgeführt, und durch allge-

meine Bemerkungen und Beyspiele von dieser Seite dargestellt worden.

Bey den Mitteln, deren sich der Aberglaube bedient, leidet allemal die gute Sache der Religion, so wie unser eigenes Wohl und das Glück Anderer; immer wird durch sie die Vernunft geschändet, grobe Unwissenheit befördert, und der Lasterhaftigkeit Vorschub gethan. Daß man da, wo es doch allein mit gutem Erfolge geschehen könnte, — in Schulen — diesem Uebel entweder gar nicht, oder doch nicht kräftig genug zu steuern sucht, liegt leider klar genug vor Augen. Wenn der Aberglaube selbst in den Köpfen derer spukt, welche, als öffentliche Lehrer, Andere davon heilen sollten, und sogar durch diese verbreitet wird: was läßt sich da wohl für die Zukunft erwarten! Ueber dies findet gerade in den gegenwärtigen Zeiten ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände Statt, welches die thörichte Meinung veranlaßt hat, als ob von dem Mangel an Aufklärung größere Vortheile für die menschliche Gesellschaft entstehen

müßten, als sie sich bey zunehmenden bessern Einsichten und richtigern Begriffen erwarten ließen. Und das glauben selbst solche Personen, von denen es abhängt, ob es in ihrem Kreise dunkler oder heller werden soll! Diesem menschenfeindlichen Wahne entgegen zu arbeiten, ist gerade jetzt Gewissenssache.

Ich habe diese Belehrungen für den gemeinen Mann bestimmt, der vermöge seiner Erziehung noch immer am wenigsten Gelegenheit findet, sich gegen den schändlichen Betrug des Aberglaubens sicher zu stellen. In Hinsicht auf diesen Theil des Publikums, welcher seine Aufmerksamkeit beym Lesen nicht gern zu lange auf einen und denselben Gegenstand zu richten pflegt, habe ich das ganze Werk, welches ohne dies eines eigentlichen Zusammenhangs nicht fähig war, in zwey Bändchen gebracht, diese wieder in einzelne Stücke abgetheilt, und bey jedem derselben den Inhalt in der Kürze angegeben. Aus eben dieser Ursache wird man es auch verzeihlich finden, wenn

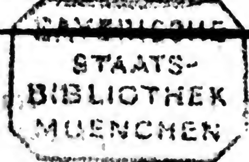
eine zu weitläufige Materie in einem Stücke abgebrochen, und in einem andern mit einer etwas veränderten Anzeige des Inhalts fortgesetzt worden ist.

Ich wünsche, daß der Erfolg meinem Bestreben nützlich zu werden, wo nicht ganz, doch wenigstens zum Theil entsprechen möge.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Theils.

Inhalt.



I.

Beyspiele und Erzählungen, wie uns unsere Sinne und Einbildungskraft täuschen können.

Eine gute Frau war über den Verlust ihres verstorbenen Mannes ausnehmend betrübt, durchwachte Nächte, und überließ sich ganz ihrem Schmerze. In diesem Zustande gieng sie mit einer Freundinn in die Stube, welche der verstorbene Mann bewohnt hatte, um unter seinen beschriebenen Papieren etwas Nöthiges aufzusuchen. Während ihre Freundinn dieses Geschäft besorgt, sieht sie zur Seite, und erblickt in einiger Entfernung ihren verstorbenen Mann. Stillschweigend winkt sie ihrer Freundinn, das Zimmer mit ihr zu verlassen; diese sieht allenthalben umher, und geht mit. Als sie sich entfernt hatten, erzählt die Frau, vor Schreken außer sich, was sie gesehen habe. Ihre Freundinn hatte nicht die geringste Spur davon bemerkt. Hätte sich wirklich das Bild des Verstorbenen in jenem Zimmer gezeigt, so müßte auch die andere Person es gesehen haben. Also hatte die Frau eine lebhafte Einbildungskraft? — Ja! dies hätte ihr aber schäd-

lich werden können, zumal wenn sie den Glauben gehabt hätte, daß der, welchem das Bild eines noch lebenden oder verstorbenen Menschen erscheine, unvermeidlich auch bald sterben müsse. Doch war dies bey ihr der Fall nicht, denn sie lebte noch lange nach dem Vorfalle, da sie etwas gesehen zu haben meinte, was doch nicht da gewesen war.

Zwey Bauersleute, die auch wohl nicht das Herz auf dem rechten Flecke haben mochten, wenn es darauf ankam, mußten einst bey Nachtzeit durch einen hohlen Weg, von welchem die Leute sagten, es lasse sich da ein Gespenst in Gestalt eines zottigen Bären sehen. Indem sie so stillschweigend neben einander gingen, stieß der eine an etwas, und fuhr zurück, worüber der andere eben so sehr erschrak. Aber, was half's? Sie mußten hindurch. Der eine fühlte sich hin, und faßte ein todtes Huhn, welches der Habicht geraubt, und zum Theil verzehrt hatte. Er glaubte, das Haar eines zottigen Bären zu fühlen; sie laufen davon, und sehen sich noch ein Mal um: da steht der Bär auf, und folgt ihnen langsam nach. So wurden also diese Leute erst durch das Gefühl, und dann durch das Gesicht getäuscht.

Zwey Personen stiegen im Finstern zu einer Treppe hinauf. Der vorderste blieb stehen, und versicherte, daß er keinen Schritt weiter könne, denn er fühle vor sich eine Mauer. Der andere fühlte auch

hin, und überzeugte sich, daß eine Mauer ihnen im Wege stehe, und sie zum Rükgange nöthige. — Ist es also nicht wahr, daß gewisse Meinungen, die man einmal angenommen hat, die Einbildungskraft so sehr beschäftigen können, daß dadurch die Sinne völlig getäuscht werden?

Wenn demnach Erscheinungen auch immer möglich sind, so sind sie doch nicht das, wofür sie gehalten werden, sondern Täuschungen der Sinne und der Einbildungskraft. Sind zu der Zeit, da man eine solche Erscheinung hat, keine lebhaftern Vorstellungen in der Seele, so beschäftigt sich diese mit derselben allein, und das Bild wird immer deutlicher; dagegen die Erscheinung verschwindet, wenn man die Gedanken davon abzieht.

Die Vorstellung der Seele erneuert sich bey gewissen Gegenständen immer wieder. So oft Wilhelm im Finstern einen Baum erblikt, übermannt ihn die Furcht, weil er ein Gespenst zu sehen glaubt. Der Thorpfeiler ist weiß überstrichen: ja, ja, sagt er, es war die weiße Frau. Lotteriesüchtige sehen im Feuer, oder an den glühenden Holzkohlen eine Numer, und glauben, es sey ein Wink des Schicksals, diese Nummer zu besetzen. Es geschieht, und sie werden dadurch, daß sie verspielen, überzeugt, daß die Einbildungskraft sie hintergangen habe.

Eben so täuscht uns auch das Gehör.

Oft glauben wir etwas zu hören, das jeder ruhige, kaltblütige Mensch nicht gehört haben würde. Hier soll es nicht richtig seyn: es knakt, fällt, winselt, heult, ruft bey Namen, steigt Treppen auf und ab, schleppt Ketten, will die Thür aufmachen. Aber, weg mit der Furcht! Ich will die Thür öffnen, sehen, was da ist, und mich überzeugen, daß nichts da ist, was die Ursache von dem allen seyn könnte.

Je unordentlicher überhaupt die Verrichtungen des Körpers von Statten gehen, je dicker das Blut ist, desto mehr Betrug des Gefühls, des Gesichts und des Gehörs. Je reiner und ungestörter das Blut durch die Adern fließt, je furchtloser der Mann, je unbeflekter sein Gewissen ist, desto weniger wird er dem Betruge der Sinne unterliegen.

Auch Beschäftigungen, Lebens- und Denkungsart tragen hierzu bey. Der Soldat im Lager hört in der Ferne schießen, wenn gleich kein Schuß geschieht. Der Furchtsame hört die Todtenuhr und Eule; der Geizige Thüren aufbrechen; der Jäger das Wild; der Todtengräber Glocken läuten; der Habsüchtige das Geldmännchen rufen — alle aber werden von der Einbildungskraft getäuscht.

August liest in einem Buche, das von Gespenstern handelt, es habe in einem alten Schlosse ein verstorbener Barbier diejenigen rasirt, die zur Nacht-

zeit darin geschlafen hätten. Er ist ganz allein; er sieht nichs, als seine vier Wände, sein Licht und sein Buch. Indes schlägt die Zugluft die Thür zu, und bläst das Licht aus. Anstatt es wieder anzuzünden, läuft er erschrocken nach dem Bette, springt, ohne sich zu entkleiden, hinein, und zieht es dicht über den Kopf her. Er schwitzt, und glaubt in seiner Kammer Bewegungen zu hören, lüftet das Bette, und wagt es hervor zu sehen. Da steht der höfliche Barbier, ganz weiß gekleidet, bereit, ihm den Bart zu scheren August ist vor Schrecken fast erstarrt, ihm läufts kalt über die Haut; der Barbier kehrt sich daran nicht, seift ihn mit kalter Hand ein, und da er nicht still halten will; kneipt er ihn in die Backen. Ermattet schläft August endlich ein. Des andern Tages sieht er ganz verfallen aus, seine Augen sind trübe, und er ist wider Gewohnheit niedergeschlagen. Man fragt ihn um die Ursache; er erzählt, und die Geschichte wird stadtkündig. Der Besitzer des Hauses bleibt dabey nicht gleichgiltig. August zeigt den rothen Fleck auf dem Baken als Beweis, und beschwört endlich die Sache vor Gericht. — Wird man aber deswegen weniger glauben, daß August durch seine Einbildungskraft betrogen worden sey?

Die Muttermähler sind ein Beweis von der Macht der Einbildungskraft. Man sieht Leute, die Beeren, Kirschen, und Mäusefiguren an zerschiedenen Theilen des Leibes haben, weil die Mutter

während der Schwangerschaft, über so etwas erschrak. Man hatte Leute gesehen, die sich einbildeten, erweichte Knochen, eine sehr große, oder eine Nase von Wachs, Hörner am Kopfe, Wasser rc. in demselben, Füße von Glas, Frösche im Leibe rc. zu haben; die da glaubten, es werde eine Ueberschwemmung entstehen, wenn sie ihren Urin lassen würden; und Andere, die bloß aus Einbildung krank geworden und davon gestorben sind.

Ein junger Gelehrter wohnte in einem Hause, welches ehedem ein Kloster gewesen war. Da er eines Abends über dem Lesen eines Buchs eingeschlafen war, welches von Gespenstern handelte; so däuchte es ihn, als greife ihn etwas nach dem Kopfe, worüber er plötzlich erwachte, und mit Entsetzen eine Menge gräßlicher Gesichter um sich her erblikte. Ein kleiner bukliger Mann mit einem breiten Kopfe, gräulicher Nase und feurigen Augen kam auf ihm zu. Neben ihm stand einer, der wie ein alter Affe aussah, mit Eselsohren und langem Barte, und grinzte ihn unfreundlich an. Auf der Erde kroch ein abscheuliches Thier mit aufgespertem Rachen, und einem Horne auf der Nase. Ein Haufe häßlicher Vögel schwirrte um seinen Kopf; diese machten ein solches Gepipe, als hätten sich alle seine Bücher in Mäuse verwandelt. Dann wollte ihm das Licht auslöschen u. dgl. m. Vor Angst wagte er weder davon zu laufen, noch um Hilfe zu rufen. Mit einem Male

war die Stube voll Feuer, und er glaubte noch schrek-
lichere Gestalten an der offnen Stubenthür zu sehen.
Dann schlug die Uhr Eins. So fürchterlich dies
alles scheint, so war es doch nur ein Werk der erhitz-
ten Einbildungskraft; denn da der junge Mann in
einem Gespensterbuche gelesen hate, was war natür-
licher, als daß er bey dem ersten zufälligen Erwa-
chen, da er sich seiner selbst nicht recht bewußt war,
so gräuliche Gestalten erblikte? — Eine Fledermaus
war durch das offene Fenster gekommen, war ihm
an den Kopf geflogen und hatte ihn gewekt. Sie hatte
sich an dem Lichte verbrannt, und das Gepipe ver-
ursacht, das ihn im ersten Schreken viel stärker dünkte.
Es wetterleuchtete; daher schien ihm die Stube voll
Feuer, und die schreklichen Gestalten vor der offe-
nen Stubenthür waren alter durch einander gewor-
fener Hausrath, der außen herum lag, und woraus
die Einbildung so seltsame Gestalten hervorbrachte,
welche bey dem schnellen Abwechseln des Lichts und
der Dunkelheit nicht einmal deutlich konnte gesehen
werden. Endlich aber ermunterte er sich völlig, und
sah, daß alles blos ein Spiel der Einbildungskraft
gewesen war.

II. Beantwortung der Frage: Ob ein Mensch sich selbst anderswo sehen könne?

Die Seele ist ein geistiges Wesen und derjenige Theil des Menschen, welcher denkt, überlegt und und will. Wir erinnern uns des Vergangenen, empfinden und erkennen das Gegenwärtige, freuen uns, sind betrübt u. s. w. Alles geschieht durch die Seele. Während die Theile des Körpers sich verändern, und bald größer, bald kleiner werden, bleibt die Seele an sich immer dieselbe, nimmt jedoch bey Uebung und Anstrengung mit zunehmenden Jahren auch in der Fertigkeit zu denken und zu überlegen zu, und wird vollkommener. — So lange die Seele mit dem Leibe verbunden bleibt, so lange lebt der Mensch; stirbt dieser, so wird jene Verbindung aufgehoben. Die Fähigkeiten der Seele hängen übrigens auch von der Beschaffenheit des Körpers ab. Der Gesunde kann schärfer denken, als der Kranke. Je mehr die Krankheit den Körper angreift uud schwächt, desto weniger ist der Mensch zum Denken fähig. Ist der Körper z. B. durch eine hitzige Krankheit in Unordnug gebracht, so ist die Seele außer Stand, zu denken; oft erfolgt Raserey. Wenn der Mensch schläft, so ist er sich seiner nicht mehr bewußt; denn die Seele kann auf erschlafften Körper nicht gehörig wirken. Wenn die Verrichtungen des Körpers ganz aufhören, und der

Mensch sich in einer Ohnmacht befindet, kann die Seele gar nicht denken, und der Körper liegt in Unempfindlichkeit. Ohne Einwirkung der Seele ist der Mensch gar keiner Empfindung, keines Schmerzes, keiner Freude fähig. Der Körper kann nicht ohne Seele, die Seele nicht ohne Körper seyn.

Aus allen dem ergiebt sich, daß man die Frage:

Kann ein Mensch sich selbst anderswo sehen?

nur mit Nein beantworten könne. Müßte nicht die Seele aus ihrem Körper heraus tretten, und einen andern Körper annehmen, um sich denn zu zeigen, dem sie eigentlich zugehört? Dieser müßte unterdessen ohne Seele seyn, aber dennoch sehen und denken, und weder wenn die Seele sich von ihm trennt, noch bey ihrer Wiedervereinigung mit ihm, eine Veränderung wahrnehmen. Beyspiele, wenn sie auch von dem selbst erzählt würden, der sich gesehen haben will, können hier nichts beweisen. Es war Wirkung der Einbildungskraft bey dem, der die erste Erscheinung dieser Art hatte. Andre hörten es kaum, so hielten sie es auch für möglich, und hatten endlich selbst einen ähnlichen Zufall. Man dürfte nur nichts davon wissen, daß Jemand anderswo sich selbst glaube gesehen zu haben, und keiner würde es an sich erfahren. Und warum sollte auch Gott so etwas zulassen? — Etwa um Jemanden irgend wovon zu benachrichtigen? Aber der Geist redet ja nie! Oder

um den Sünder zu warnen? Dazu hat Gott andere Mittel, z. B. das Gewissen! oder um Jemanden den Tod anzukündigen? — Wozu diese Vorherverkündigung, da Gott für gut gefunden hat, dem Menschen die Zeit seines Todes durchaus zu verbergen?

Aber der Tod ist doch wirklich erfolgt, wenn Jemand sich selbst gesehen hat? — Giebt es nicht Beyspiele, das Menschen aus Einbildung, noch mehr aber vor Schreken oder Furcht gestorben sind? Der Abergläubige wird irgend einen bekannten Gegenstand für sein Bild halten, sich entsetzen, die Augen niederschlagen, und es nicht wagen, sie noch ein Mal auf jenen Gegenstand hinzurichten. Der Gedanke an den Tod, wovon jene Erscheinung, seiner Meinung nach, der Vorbote ist, wird ihn überall verfolgen, er wird krank werden, und je nachdem sein Glaube ist — früher oder später sterben.

III. Ueber das sogenannte Drüken des Alpes oder Mahres.

Manchem Menschen kommt es in der Nacht im Schlafe zuweilen vor, als ob etwas schwer auf ihn falle, und ihn stark drüke, so daß er weder reden noch schreyen kann. Man nennt diesen Zufall Alp. Dieses Drüken des Alpes ist nichts anders, als ein Krampf in den Füßen und auf der Brust, der besonders aus einem verdorbenen Magen und von diken

Blute entsteht. Personen, die viel essen, und dabey wenig trinken, anhaltend sitzen und sich wenig Bewegung machen, sind diesem Zufalle am häufigsten unterworfen. Wenn man einen schwachen Magen mit Speisen überladet, so wird er aufgebläht; dadurch bekommt das Zwerchfell (eine Haut, welche die Höhlung der Brust von der Höhlung des Unterleibes scheidet) einen Druck, wodurch der Kreislauf des Bluts und das Athemholen erschwert, die Stimme gedämpft wird, und die Sinne betäubt werden. Es entsteht eine solche Beängstigung, daß der Mensch glaubt, er werde von einer schwerer Last gedrückt. Man hat bemerkt, das die, welche auf dem Rüken zu schlafen gewohnt sind, am häufigsten von dem Alpe gedrükt werden. Wer in dieser Lage zu schlaffen pflegt, hat gewöhnlich auch schwere Träume. Die Menschen befinden sich dabey in einem Zustande, daß sie fest glauben, sie hätten gewacht, um so mehr, da sie die Schreckbilder, von welchen sie, ihrer Meinung nach, beunruhigt wurden, beschreiben und ihre Bewegungen so genau angeben können. „Da saß (sagt ein solcher) ein kleines schwarzes Männchen auf dem Stuhle. Auf ein Mal wurde es so groß, daß es bis an die Deke reichte, und auf ein Mal wurde es wieder klein, kam, und legte sich über mich hin, und drükte mich zum Erstiken; dann verschwand es, und ich konnte um Hilfe rufen. — Da lag ein Hund neben mir auf der Erde; er stand auf, schüt-

telte sich fürchterlich, und ward zu einem kleinen Männchen, dieses kam wie mit einem Fuße auf mein Bette heran u. s. w.,, Es würde fast vergebliche Mühe seyn, solche Leute zu überreden, daß sie nur geträumt hätten; denn so lange noch das Uebel in ihrem Körper ist, woraus der Zufall des Drükens entsteht, werden sie nichts glauben, was ihrer Meinung entgegen ist. — Bald denkt der Abergläubige, der Alp, oder Mahr wie er auch genannt wird, sey ein Geist, der von einem andern Menschen ausfahre, und zu seinem Vergnügen Andere drücke; bald sollen, wie man glaubt, die Hexen einen Geist oder den Teufel dazu bereden, oder es auch selbst verrichten. Man hat, zur Schande des menschlichen Verstandes, Beyspiele in der Geschichte, daß Menschen darum, weil man glaubte, sie könnten Alpdrüken, vor Gericht gezogen, und weil sie nichts gestehen konnten, so lange gemartert worden sind, bis sie, von Schmerzen betäubt, und aus Furcht vor noch größerer Pein, gestanden: sie hätten von der Base gelernt, wie man des Nachts zu den Leuten kommen könne. Zum ersten Male sey die Base selbst mitgegangen, und habe gezeigt, wie man sich auf die Leute legen und sie drüken kenne. Beym zweyten Male sey sie vor der Thüre geblieben, um zu sehen, ob man es recht mache. Die Base habe gesagt, man müsse sich den Leuten aufs Herz legen, aber nicht zu Kindern gehen. Wenn jemand des Morgens etwas holen

holen heiße, solle man nicht gehen, und bey Nacht nicht mit den Leuten schwätzen. Die Base habe mit einer Salbe die untere Schwelle an der Thür bestrichen, dann an der Thüre gelästet, wovon sie ganz leise aufgegangen sey rc. — Vor diesem Alpdrücken, wozu besonders Personen mit zusammengewachsenen Augenbraunen geschickt seyn sollen, sicher zu seyn, stellt der Abergläubige seine Schuhe oder Pantoffeln, wenn er zu Bette geht, so, als wenn er in selbige treten wolle, oder läßt einen Topf beym Feuer sieden, oder rückt des Abends den Stuhl von der Stelle, auf welchem er gesessen hat.

Der Vielesser nehme in Zukunft weniger, besonders von schwer zu verdauenden Speisen zu sich, und trinke mehr dünnes Getränk. Der Faule beschäftige seine Hände und Füße, und der Vielsitzende mache sich fleißig Bewegung, und lege sich auf die rechte Seite zum Schlafe, so wird der Alp nicht wieder kommen. Oft mögen die Vorwürfe des beunruhigten Gewissens, welches auch bey Schlafenden seine Macht behauptet, die Ursache dessen seyn, was man mit einem albernen Ausdrucke Alp nennt.

IV. Ueber Mondsüchtige und Nachtwanderer.

Die Nachrichten von den Mondsüchtigen oder Nachtwanderern sind zum Theil wohl

übertrieben. Man höre, was von ihnen erzählt wird. Die Mondsüchtigen stehen in der Nacht auf, und wiederholen oder verrichten alles, was sie bey Tage zu verrichten pflegen. Die mondsüchtige Bäuerinn ist des Nachts in ihrem Hause geschäftig, schließt Thüren auf und zu, und weiß am Morgen nicht, daß sie es wirklich gethan hat; es war ihr nur Traum. Der Verwalter, von gleichem Uebel behaftet, sattelt das Pferd, setzt sich darauf, und reitet im Felde herum. Der Schüler macht in diesem Zustande seine Schulübungen, und sie gerathen ihm besser, als bey Tage. Die Nachtwanderer haben eine große Geschicklichkeit im Steigen. Sie klettern an Wänden hinauf, und fallen nie. Sie singen, sagen Hauptstücke aus dem Katechismus her, machen Verse, die sie wachend bewundern, u. dgl. m. Die Mondsüchtigen haben die Augen offen, sehen aber keinen, der ihnen begegnet, und vermeiden dennoch alle Gefahr glücklich, so daß sie sich an nichts stoßen. Zuweilen lesen sie sogar. Ein Pfarrvikar war auch ein solcher Nachtwandler. Er gieng einst auf des Pfarrers Studirzimmer, und fertigte die von diesem angefangene Predigt ganz vortreflich aus. — Man denke sich das freudige Erstaunen des Herrn Pastors! —

Gehen nicht die Verrichtungen des Körpers im Schlafe eben so von Statten, als beym Wachen? Leistet uns nicht das Ohr auch bey der Nacht seine

Dienste? und werden uns die Gegenstände nicht sichtbar, wenn wir die Augen aufthun?

Die Mondsucht, welche man wahrscheinlich darum so genannt hat, weil man glaubt, sie würde durch den Einfluß des Mondes bewirkt, hat zu viel Sonderbares, als daß man darüber beruhigende Erklärungen geben könnte. — Ein Mondsüchtiger steigt in den Brunnen; ein Zipfel vom Hemde wird naß, und berührt ihn, — und er erwacht. Ein anderer (so erzählt man wenigstens) legt sich in die Dachrinne; es entsteht ein heftiges Gewitter, der Regen läuft über ihn weg, und er fühlt es nicht. Bey diesem wird eine Pistole losgeschossen, und er hört es nicht; jener erwacht, wenn er beym Namen gerufen wird.

Ehe der Anfall kommt, soll es ihnen heiß vor der Stirn werden, und wenn er aufhört, sollen sie mit den Augen blinzeln, und die Stirne schrumpfen; auch sollen sie denn eine besondere Müdigkeit verspüren, was wohl nicht zu verwundern wäre.

Das bewährteste Mittel, die Mondsucht zu heilen, soll darinn bestehen, daß man den Mondsüchtigen erst einen Schreck verursache, und sie dann mit Ruthen bis aufs Blut peitsche.

Bey so mancherley nicht zu verwerfenden Zeugnissen, daß es wirklich Mondsüchtige giebt; und bey so unnatürlichen, ganz unerklärlichen, und zum Theil

widersprechenden Nachrichten, ist in der That das Glauben und das Läugnen gleich schwer.

V. Philadelphia, oder der natürliche Zauberer; vorher aber die Geschichte eines Hechtes.

Der Hecht mag selbst erzählen, wie es ihm gegangen ist: „Lange hatte ich meine Herrschaft in den Gewässern geübt, als an einem unglücklichen Tage ein von mir gejagter Barsch in ein aufgeworfenes Netz lief, und ich mich mit ihm hinein stürzte. Jener entschlüpfte durch das Netz, und ich, indem ich meine Größe beklagte, wurde gefangen. Der Fischer hatte mich kaum ans Land gezogen, als ein Mann daher trat, der durch geheimnißvolle Gesichtszüge ausgezeichnet war. Er kaufte mich, und ließ mich nach seiner Wohnung tragen. Er hieß Philadelphia, und war der größte Tausendkünstler seiner Zeit. Hier verschloß er sich, und ich sah ihn eine Menge bunter Blätter auf den Tisch legen, wovon er eins zusammen rollte, und mit einem Faden umwikelte. Nun ergriff er mich, brach mir den Rachen auf, und zwang mich das zusammengerollte bunte Papier zu verschluken. Indem ich mich schon für nichts Geringeres hielt, als für einen Gesandten, der mit geheimen Nachrichten ins Wasser geschickt

werden sollte, wurde der Eimer aufgenommen, und ich nach einem kleinen Weiher getragen, der ringsum mit Buschwerk eingefaßt war. Horch! ein nackter Kerl schleicht daher, und versteckt sich im Gebüsche; ich fühle mich von seiner Hand ergriffen, und eine Reihe von Herren und Damen, von meinem Beherrscher angeführt, nahet sich dem Ufer. Die Stelle, die er ihnen zum Standorte anwies, hatte den Mond hinter sich, der in breiten schwarzen Schatten das Gebüsch auf die Fläche des Teichs warf, so daß der Seehundmensch, der bis über die Brust im Wasser verborgen war, und in dessen Händen ich zitterte, nicht bemerkt werden konnte. Mein Auge sah den Zaubermann eine Menge solcher Blätter aus der Tasche ziehen, dergleichen ich eins im Leibe trug. Er mischte sie unter einander, und ließ einen Herrn, den ich vorher mit ihm hatte reden †) sehen, aus dem ganzen ihm vorgehaltenen Haufen eins ziehen, das er sogleich der ganzen Gesellschaft zeigte, und dann an einem angezündeten Lichte vorsichtig verbrannte. Die Asche davon zerstreuete er in den Teich, und gab nun einer Dame die Angel, welche sie in den Weiher warf. So gleich entschlüpfte der Raubmensch mit mir unter das Wasser, und schwamm der Gegend zu, nach welcher der Federkiel ihn hin-

†) Es war also verabredet, welches Blatt unter allen der Mann ziehen sollte, welcher wahrscheinlich um die Geheimnisse der Kunst wußte.

wies. Es dauerte nicht lange, so hatte er den Angelhacken gefunden, den er schmerzhaft in meinen Rachen schlug. Der Kiel sank bey meinem Bemühen, mich los zu machen, und in dem Augenblicke wurde ich aus dem Wasser geschleudert, und lag zu den Füßen der Dame, die so gefühlvoll schien, und doch mit Gleichgültigkeit das Messer wetzen sah, das mir sehr bald den Bauch aufschlitzte, und das bunte Papier ††) ans meinen zerrissenen Gedärmen wühlte. Alle Anwesende bewunderten das nie gesehene Kunststück. Man achtete nun nicht länger auf mich, und ich hatte vor meinem Ende kaum noch Zeit, die Bemerkung hinzu zu fügen, daß die Menschen sich so gern hintergehen lassen, und sich noch dazu freuen, daß man sie blind macht."

Geschwindigkeit ist keine Hexerey, pflegte Philadelphia zu sagen, wenn er etwas verrichtete, wovon Andere nicht gleich den Grund kannten, und es daher bewunderten. Es können so viele Dinge nicht nur durch Geschwindigkeit, sondern auch durch die — freylich vielen unbekannten — Eigenschaften und Wirkungen der Körper geschehen, daß der Unkundige leicht getäuscht, und auf irrige Vorstellungen von den Kenntnissen der Menschen, und von Einwirkungen unsichtbarer Wesen geleitet werden kann, wenn er nicht den Grundsatz bey sich festgesetzt hat, daß alles, was geschieht, auf natürlichen Gründen beruhe. — Die fol-

††) Es war eine Spielkarte.

genden Aufsätze werden dieß näher darthun, und über Dinge der Art Licht verbreiten. Sie sind von dem nun verstorbenen Philadelphia hergenommen, der in seiner Kunst so stark war, daß Andere, wenn sie sich Ruf verschaffen wollten, von sich sagten, sie spielten fast, wie Philadelphia.

Man reibe eine Glasröhre, und lasse acht bis neun Zoll von ihr eine kleine leichte Feder fliegen. Diese wird von der Röhre so gleich angezogen, und etwa zwey bis drey Secunden fest an ihrer Oberfläche hangen; dann aber wird sie wieder zurück gestoßen. Wenn man nun die Röhre unter sie bringt, so fliegt die Feder in der Luft immer bis auf eine beträchtliche Weite von ihr fort, ohne der Röhre wieder nahe zu kommen; und wenn man diese geschickt zu führen weiß, so kann man die Feder nach Gefallen in der Stube herum treiben. Immer kehrt sie mit derselben Seite nach der Röhre zurück, auch wenn man diese so geschwind als möglich um die Feder herum bewegt. — So kann die eine Person eine geriebene Röhre von glattem Glase, ein anderer Siegellak in der Hand halten. Beyde stehen etwa anderthalb Schuh weit von einander. Zwischen beyde Körper läßt man einen, aus sehr leichten Federn zusammengesetzten, kleinen Federball fliegen; und man wird ihn wechselweise von einem Körper auf den andern hüpfen sehen, so daß es scheint, als ob beyde Personen mit einander spielten, ob sie gleich keine Bewegungen machen.

Man kann zwey Spiegel so übereinander stellen, daß das Gesicht ungestaltet erscheint, und durch verschiedene Neigungen derselben machen, daß man bald das ganze Gesicht mit allen seinen Theilen, Nase und Stirn ausgenommen, sieht, bald drey Nasen und sechs Augen erblickt. Auch kann man einen Spiegel machen, daß, wenn man hinein sieht, es scheint, als sey das Gesicht mitten entzwey geschnitten. Die Fläche des Spiegels muß nämlich ganz abgeschnitten seyn; die andere Seite aber in der Mitte einen Rükken haben, und wie gewöhnlich, mit Quecksilber belegt seyn.

Man nimmt eine hinlängliche Menge des besten Brantweins, und wirft kleine Stükchen Kampfer hinein, daß sie sich darinn auflösen. Fenster und Thüren werden wohl verwahrt, daß der ausgedünstete Dampf sich nicht durch die kleinen Oeffnungen verbreite. Das Geschirr, worin der Brantwein ist, muß auf einem Kohlenfeuer, doch ohne ausschlagende Flamme, kochen, so daß der Brantwein ausraucht, und das Zimmer erfüllt. Der Dampf davon ist so subtil, daß man ihn kaum sehen kann. So bald nun ein brennendes Licht schnell in die Stube getragen wird, so entzündet sich die Luft, und das ganze Zimmer brennt davon. — Dieser Versuch soll mit Vorsicht, und von solchen, die der Sache nicht völlig kundig sind, lieber gar nicht angestellt werden, um

nicht Unheil anzurichten. Er ist hier blos deswegen angeführt, um das natürliche Verfahren bey solchen Dingen zu zeigen, welche man der Hexerey zuzuschreiben geneigt ist.

Man kann eine bleyerne Kugel in einem Papiere schmelzen, wenn man dasselbe so dicht um die Kugel legt, daß keine Falte daran bleibt. Auch Wasser kann man darin kochen; denn das Wasser geht durch die Zwischenräume des Papiers in den darin befindlichen dichtern Körper.

Läßt man ein Schnupftuch im Wasser wohl naß werden, und taucht es dann in starken Brantwein, hält es an einer Gabel in die Höhe, und zündet es an, so brennt es über und über, ohne doch zu verbrennen — wenn man dabey mit gehöriger Vorsicht und Sachkenntniß verfährt; denn nicht jedem glükt so etwas, auch gehört Uebung dazu, um es mit Erfolge zu thun.

Wenn man Papier mit salpetersaurem Wißmuthe beschreibt, so sind die Züge unsichtbar; sie erscheinen aber sehr deutlich, wenn man das beschriebene Papier in das Wasser taucht; dadurch wird das Papier etwas durchsichtig, die Buchstaben aber werden ganz weiß und undurchsichtig. Wird das Papier troken, so kann man die Buchstaben nicht weiter unterscheiden; dagegen erscheinen sie auf eine neue Anfeuchtung noch etliche Mal und verschwin-

den auch wieder. — Es giebt Leute, welche dergleichen Zeddel öffentlich ausgeben, und man kauft sie, um auf denselben sein Schiksal und seine Hoffnungen zu lesen. — „Unternimm, was du vorhast; es wird dir gelingen" „Deine erste Reise wird glüklich seyn, und du wirst sie nach Wunsch vollbringen." „Siehe dich vor bey dem, was du thust, es passen Lauerer auf dich." — So wird der Leichtgläubige zu seinem Schaden geäfft!

Man zieht Rok und Weste aus, läßt sich die Hände auf den Rüken binden, und sich etwas an das rechte Ohr hängen. Dieses nun an das linke Ohr zu bringen, geht man an einen besondern Ort, wo man nicht bemerkt werden kann, hängt sich mit dem Oberleibe zurük, und zwingt zuerst den Hintern, hernach das rechte Bein, und dann das linke rükwärts durch die Arme. Wenn dieses geschehen ist, so hat man die Hände vor sich, sodaß man ohne Zauberey das Angehänge von dem rechten an das linke Ohr bringen kann. Darauf stekt man die Beine wieder zurük, so daß die Hände wie vorher auf den Rüken zu liegen kommen. Ungeachtet Philadelphia stark von Körperbau war, so hat er doch dieses Stük zur Verwunderung der Zuschauer mit Fertigkeit gemacht.

Der Taschenspieler hat einen länglichen hölzernen Becher, in welchem noch ein anderer stekt, der aber nur

so tief hinein geht, daß zwischen dem äußern und innern Becher so viel Raum übrig bleibt, daß eine Hand voll Mehl darin verborgen seyn kann. Soll er nun spielen, so läßt er den innern Becher sehen, wirft Roken hinein, legt ein hierzu gemachtes leeres Säkchen darüber, und stellt sich als ob er das Korn mahle. Haben ihm die Zuschauer eine Weile zugesehen, so ergreift er das leere Säkchen, faßt den Becher, und schüttet das Mehl heraus, welches schon vorher darin befindlich war.

Er nimmt ein Geldstük aus der Tasche, und macht auf dasselbe ein gewisses Zeichen. Hierauf giebt er es nur scheinbar einem Andern in die Hand, behält es aber in der seinigen. Bald nachher fordert er das Geld von einem Andern, mit welchem er das Stük verabredet haben muß. Diesem sagt er, er sollte nur in seiner linken Westentasche suchen, wo es sich auch zur Bewunderung der Umstehenden wirklich findet.

Er nimmt zwey Münzen, deren Größe einerley, das Gepräge aber zerschieden ist, schleift jede auf einer Seite, so daß beyde zusammen nur die Dike einer einzigen haben, und befestigt sie sehr unmerklich an einander. Solcher doppelten Münzen verfertigt er sich zwey Stük. Zum Beyspiel, die beyden Münzen wären ein Preußisches und ein Sächsisches Viergroschenstük, so wird die zusammengesetzte Mün-

zc auf der einen Seite als ein Preußisches, auf der andern als ein Sächsisches Viergroschenstük aussehen. Nun nimmt er in jede Hand eine von diesen Münzen, hält die Arme aus einander, und läßt jeden Arm durch eine Person fest halten. Ist dieses geschehen, so öffnet er nochmals die Hände, und läßt sehen, daß er wirklich in jeder Hand die bewußte Münze habe. Er macht hierauf die beyden Hände so zu, daß sich diese Stüke umkehren, und zugleich mit denselben eine starke Bewegung, damit es das Ansehen habe, als ob er einen Wurf thue; er öffnet nachher so gleich die Hände wieder, und man muß glauben, daß beyde Stücke verwechselt worden sind.

Ein gebratener Kalbskopf blökt, wenn man, indem er eben aufgetragen werden soll, einen Laubfrosch in einer mit Löchern versehenen Schachtel, darein sezt, der dann, von der Wärme beunruhigt, zum Schreyen gebracht wird, so daß es scheint als blöke der Kopf.

Wie oft sah man ein Gespenst, welches Funken sprühete; und doch war es kein Gespenst, sondern ein Mensch, der dies auf folgende Art bewerkstelligte. Er nahm Flachs, und zog ihn wie beym Spinnen, doch drehete er ihn nicht, sondern wikelte ihn fest zusammen auf einen runden Ball, ungefähr in der Größe einer Flintenkugel, stekte denselben an

eine Gabel, hielt ihn an ein angezündetes Licht, drehete ihn öfters herum, und ließ ihn wohl ausbrennen, und zwar so lange, bis er glaubte, daß derselbe ganz durchgebrannt und entzündet sey. Nun legte er diesen Ball in ausgebreiteten Flachs, und wickelte ihn ganz darin ein, doch so, daß der Flachs nicht größer war, als das man ihn in den Mund schieben konnte. Nach diesem stekte er ihn in den Mund, blies stark hinein, das glühende Kügelchen entzündete den Flachs, und er sprühete Funken. — Noch kann dies auf folgende Art bewerkstelligt werden, daß man in Finstern Zukerkandis mit den Zähnen zerknirscht. — Seht also einen Funken sprühendes, knirschendes Gespenst!

Bestreicht man mit Eyerdotter, Gummi und ein wenig Kraftmehl, oder mit Altheesaft, Bilsenkraut, Flöhkrautsamen und Eyerweiß die Hände, so kann man glühendes Eisen ohne Verletzung angreifen.

Wenn Aepfel, Pfirsichen und dergleichen Früchte ihre halbe Größe am Baume erreicht haben, so belege man ihre Sonnenseite mit Zügen von gerolltem dünnen Wachse, welches die Sonne hindert, diese Stellen roth zu färben. Der Ununterrichte könnte hier leicht veranlaßt werden, das für wahr zu halten, was der Betrieger ihm in irgend einer Angelegenheit rathen möchte, wenn er (unbekannt mit

dem Mittel, dieß zu bewirken) dächte, die Vorsehung habe ihm dadurch in einer Sach, worin er bis itzt vielleicht zweifelhaft war, einen Wink geben wollen.

Der Taschenspieler bringt von unten durch den Tisch eine Kugel in einen Becher — läßt eine Kugel aus dem Rokenmel in seine Tasche fallen — macht aus zwey Kugeln eine — bringt sie, ohne daß es die Zuschauer merken, aus einer Hand in die andere — läßt einen Stein aus der verschwinden, ohne daß Jemand weiß, wo er geblieben ist — macht ein Stük Geld in der Hand unsichtbar — zieht einen Faden durch die Nase — bringt zwey Stük Geld aus den Händen zweyer Menschen in eine — läßt ein Stük Geld durch den Tisch fallen — nimmt ein Stük Geld von einem so, daß jener es doch behält — macht einen starken Knoten in ein Schnupftuch, und löset ihn mit etlichen Worten wieder auf — bringt runddgedrehte hölzerne Knöpfe, die in der Mitte ein Loch haben, von einem Faden herunter, ob gleich die Enden desselben Jemand fest gehalten werden, läßt Eyer auf einem Stoke tanzen — zerschneidet und verbrennt einen Faden, und stellt ihn aus der Asche doch wieder her — setzt ein zerschnittenes Band durch Blasen wieder zusammen — verwandelt Geld in Stein — alles durch Uebung, Geschwindigkeit und Kenntniß. Man sieht aus diesem Verzeichnisse von Kunststüken

wohl, daß, wenn der Taschenspieler etwas verbrennt, oder überhaupt vernichtet, alle Mal etwas anders da seyn müsse, wodurch die Stelle des Abgegangenen wieder ersetzt werden kann; und weil er nicht immer alles allein zu verrichten im Stande ist, so muß er sich mit gewissen Personen versiehen, und sich über die zu machenden Kunststüke mit ihnen verabreden. Beyde stellen sich aber so fremd gegen einander, als hätten sie sich nie gesehen, und vermeiden dadurch allen Argwohn und Verdacht.

Um etwas in einer Nuß zu verbergen, muß der Taschenspieler vorher in eine ausgehöhlte Nuß etwas, z. B. ein zusammengerolltes Kartenblatt hinein gestekt haben, worauf er die Oeffnung wieder zumacht. Diese Nuß nun nimmt er hervor, verlangt von einer dazu bestellten Person irgend ein Kartenblatt, und stellt sich, als sey es ihm gleichgiltig, was er ihm für eins gebe. Weil der Andere aber zuvor von ihm unterrichtet ist, so reicht er ihm eben ein solches Kartenblatt mit demjenigen Gemälde dar, mit welchem das bemalt ist, was in der Nuß verborgen liegt. Dann legt der Taschenspieler die Nuß auf den Tisch, zeigt das empfangene Kartenblatt, befeuchtet es, zieht die bunte Seite davon ab, wikelt sie gerade so zusammen, wie die in der Nuß befindliche, und wirft sie auf den Tisch. Nun hebt er sie mit der linken Hand wieder auf, und stellt sich, als ob er

solche in seine rechte Hand lege, behält sie aber in der linken und läßt sie aus dieser unvermerkt in seinen Schooß fallen. Er drükt dabey seine rechte Hand so zusammen, daß man glauben muß, er halte das Kartenblatt darinn fest. Mit dieser zugeschlossenen Hand bedekt er die Nuß, und giebt der Karte Befehl, sich in dieselbe zu verfügen. Hierauf zeigt er seine Hand, und sagt, daß man sehe, wie hier nichts sey. So gleich läßt er die Nuß öffnen, und man erstaunt, das Kartenblatt darin zu finden.

Der Taschenspieler scheint sich die Nase abzuschneiden. Dazu ist ein besonderes Messer nöthig, welches in der Mitte der Klinge eine dazu bereitete Scharte hat, welche er aber mit den Fingern zu verbergen weiß. Nun zieht er mit beyden Händen anscheinend an der Nase hin und her, und drückt die Höhlung des Messers an dem Orte, wo die Nase besonders mit Fleisch umgeben ist, hart an. Auch hält er in der Hand einen Schwamm, mit Blute angefüllt, verborgen, und indem er das Messer ansetzt, drückt er denselben zusammen, daß das Blut herunter triest. Er nimmt hierauf ein feuchtes Tuch, wischt das Blut ab, und spricht: das ist wieder geheilt.

Um sich das Ansehen zu geben, als steche er sich eine Pfrieme durch die Stirn, hat er zwey Pfriemen von gleicher Größe und Gestalt bereit, wovon die eine

so

so gemacht ist, daß das Eisen sich ohne die geringste Gewalt in das Heft hinein drücken läßt; die andere aber ist ganz gewöhnlich und ohne Betrug. Letztere wirft er auf den Tisch, damit ein jeder sehen kann, es sey keine falsche Pfrieme, oder sticht damit gewaltsam in ein Holz. Daß aber der Taschenspieler diese schnell zu verbergen, und die falsche an die Stirn zu bringen, auch sich blutig zu machen, und dann die rechte Pfrieme wieder hervor zu bringen wisse, darf hier wohl nicht versichert werden.

Um allerley Bänder aus dem Munde zu bringen, hat er zerschiedene Arten seiner Bänder bey der Hand, die mit der Elle abgemessen sind, und wo bey jeder Elle ein etwas lockerer Knoten geschlungen ist. Sie sind ordentlich, und nach ihren Farben besonders aufgewunden. Nun legt er sie in den Schooß, um das, was etwa verlangt wird, vorzeigen zu können. Begehrt nun Jemand von dieser oder jener Farbe Bänder, so bringt er eine von den Rollen behende in den Mund, und zieht das Band von der begehrten Farbe heraus.

Philadelphia hatte eine hölzerne Kugel, auf deren einer Seite ein Kindsgesicht künstlich ausgeschnitzt war. Dem Kindsgesichte gegen über war ein nicht allzu tiefes Loch gemacht, und mit Bley ausgefüllt, so daß die Kugel, wenn er sie in das Wasser warf, die eine Seite wegen ihrer Schwere allemal unter-

wärts, die andere aber, auf welcher das Gesicht war, aufwärts kehrte. Das Gesicht war mit lebendigen Oelfarben bestrichen, und die Kugel war nicht grösser, als eine Hand breit. Nun forderte er eine zinnerne Kanne, welche mit Wasser beynahe bis oben angefüllt war. Unterdessen nahm er die obige Kugel zu sich, und hielt solche in der rechten Hand verborgen; die Kanne aber faßte er mit der linken Hand, setzte sie auf den Tisch, und zeigte, daß darinn nichts als Wasser sey. Gleich darauf schlug er mit der rechten Hand den Deckel der Kanne zu, und ließ heimlich die Kugel hinein fallen. Dann bat er die Zuschauer, daß sie ein wenig von ihm abtreten, aber doch genau auf ihn Acht haben möchten, holte ein Pulver aus der Tasche, streuete es in den Krug, und ließ sehen, daß darinn der Kopf eines Kindes sey.

Er klebte ein wenig rothes Wachs, aber nicht zu dünn, auf den Nagel des Mittelfingers, ließ einen andern sich ein Stück Geld auf die Fläche seiner Hand legen, und that die Hand geschwind zu, so daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf das Stück Geld zu liegen kam. Schnell öffnete er die Hand, und die Zuschauer konnten nicht begreifen, wo das Geld geblieben war, welches er aber eben so schnell wieder in die Hand zu bringen wußte.

Wenn ein Taschenspieler Frösche, Mäuse u. dgl. unversehens in ein Zimmer bringt, so bewerkstelligt

er dieses durch einen leinernen Sack, den er unter dem Rocke hängen hat, und welcher so genäht ist, daß er denselben mittelst Ausziehung eines feinen Fadens öffnen kann. — Vor Zeiten geschah es wohl, daß Jemand, der sich verleiten ließ, vorwitzig ein solches Kunststück zu machen, als Hexenmeister verbrannt wurde, weil man gewiß glaubte, daß so etwas nicht ohne Mithilfe des Teufels geschehen könne.

Er macht Eyer, so groß er sie haben will, legt sie einem Huhne unter, welchem er vorher irgend etwas Gleichgültiges unter das Fressen gemischt hat, und behauptet dann, jene großen Eyer seyn die Wirkung von jenem gegebenen Mittel. — Man nimmt nämlich Eyerdotter, so viel man will, mischt sie unter einander, thut sie in eine runde Blase, und kocht sie in einem Topfe mit Wasser, daß sie hart werden, und die gehörige Form bekommen. Nach diesem nimmt man sie wieder heraus, und thut eben so viel Eyerklar dazu, so daß der Dotter in der Mitte liegt, kocht dies ebenfalls in einer Blase, bis es auch hart wird, so hat man ein Ey ohne Schale. Hierauf nimmt man Eyerschaalen, wäscht und säubert sie wohl, stößt sie klein zu Pulver, legt sie in destillirten Essig, bis sie weich werden, macht eine Salbe daraus, bestreicht das gekochte Ey mit einem Pinsel, und legt es hernach in kaltes Wasser, welches die Schale hart, und das Ey einem natürlichen gleich macht. — Wer

den Spaß weiter treiben will, legt das Ey in die hohle Hand, streuet ein Pulver darauf, und versichert, daß es davon gar werden müsse; und dieses befindet sich auch so, wenn es geöffnet wird.

Der Taschenspieler öffnet etliche Eyer an der Spitze, läßt etwas heraus laufen, thut in ein jedes ein wenig Quecksilber, und verstreicht die Löcher. Wenn er sie nun zum Feuer bringt, so schlagen sie sich, und die Zuschauer werden dadurch belustigt.

Er legt ein Ey so lange in scharfen Weinessig, bis es so weich geworden ist, als Teig. Dann ringelt er es in die Länge, und zwar so dünn, bis es durch den engen Hals einer Flasche, worein es kommen soll, füglich gebracht werden kann. Ist dieses geschehen, so gießt man kaltes Wasser darauf, wodurch das Ey seine gewöhnliche Form wieder bekommt; der Zuschauer weiß aber nicht, wie es möglich ist, ein Ey durch den engen Hals einer Bouteille zu bringen, ohne es zu zerbrechen.

Wenn ein Pferd oder eine Kuh Hühnereyer legt, so hat der Gaukler sie vorher in den Mastdarm des Thiers gebracht.

Er macht eine Tinte von Galläpfeln, Alaun und Essig, schreibt damit auf die weiße Schale des Eyes, läßt dieses in der Sonne trocknen, und kocht es nach.

her in Salzwasser, bis es hart wird. Dadurch verschwinden alle Buchstaben auf der Schale, und dringen hinein, so daß der, an den man es schicken will, nur die Schale des Eyes ablösen darf, nun die Schrift darinn zu lesen. — Oder er überstreicht das ganze Ey mit Wachs, schreibt mit einem Griffel darein, füllt die Buchstaben mit einem auf Galläpfeln gestandenen Essig, läßt das Ey einen ganzen Tag darinn liegen, und nimmt nachher das Wachs davon weg. Derjenige, der den Brief lesen will, muß das Ey hart sieden und abschälen, so wird er die Schrift inwendig finden.

Wenn man einem der Sache Unkundigen sagte, daß man ein Kartenblatt errathen wolle, welches er in den Sinn genommen, so würde er es für unmöglich halten; und doch kann dies auf folgende Art geschehen. Man zählt 21 Kartenblätter auf den Tisch, doch nur bey sich selbst, ohne daß die Zuschauer das Zählen oder die Anzahl der Kartenblätter bemerken. Diese 21 Karten theilt man in drey Häufchen, so daß in jedem sieben Karten liegen; die übrigen Blätter des Kartenspiels verwahrt man heimlich, damit die Zuschauer nicht nachsehen können, wie viel Karten man genommen habe. Während des Hinzählens der 21 Blätter in drey Häufchen, läßt man Jemand ein selbst beliebiges Blatt davon in den Sinn nehmen, dieses wohl bemerken, und genau beobach-

ten, in welchem Häufchen es liege, damit er letzteres nach dem Zählen anzeigen könnte. Hierauf legt man die drey Häufchen dergestalt auf einander, daß das, in welchem die bemerkte Karte sich befindet, in der Mitte zu liegen komme. Nachher zählt man die Karten wieder, wie vorher in drey Häufchen, läßt sich das, in welchem die bemerkte Karte liegt, wieder angeben, und legt dieses Häufchen abermal in die Mitte. Dies wiederholt man auf die nämliche Art auch zum dritten Male; und das bemerkte Blatt ist ganz gewiß das mittelste unter den 21 Blättern, nämlich das 11te, man mag nun von unten herauf, oder von oben herunter zählen. Auffallender ist es noch, wenn man zuletzt die Karte unter den Tisch hält, und das bemerkte Blatt darunter hervor zieht.

Eben so wenig wunderbar wird man es nun finden, wenn Jemand das aus einem deutschen Spiele gezogene, von einem andern bemerkte, und dann wieder vermischte Kartenblatt aufweiset — wenn er ein Kartenblatt, welches Jemand ungefähr aus dem Spiele gezogen, in dem Spiegel zeigt — ein vorgewiesenes und wieder wohl vermischtes Kartenblatt aus eines andern Tasche heraus zieht — eine besehene und wieder unter die angestekte Karte unter drey andern finden läßt, unter welchen sie doch das erste mal nicht war — vier gleiche Karten, welche man an zerschiedenen Orten unter das Spiel gestekt hat, ohne Mischung zusammen

bringt — die gemischten Karten in Häufchen legt, und anzeigt, was für eine Karte bey jeden oben liegt — zwölf Kartenblätter so legt, daß man allemal vier in jeder Reihe zählen kann — ein Kartenspiel unbesehen in einige Häufchen theilt, so daß unten entweder gute oder schlechte Karten nach Verlangen befindlich seyn können — einige besehene und bemerkte Karten in andere verwandelt, wenn man sie wieder besieht.

Dergleichen Kartenkunststüke giebt es unzählige, und um zu zeigen, wie leicht sie zum Theil gemacht werden können, mag folgendes unter den oben angeführten hier zum Beweise stehen.

Der Taschenspieler nimmt ein ganzes Kartenspiel in die Hand und mischt es, merkt aber genau das unterste Blatt. Nun thut er das Kartenspiel unter den Tisch, und zählt davon heimlich bey sich selbst, von oben herab, zehn Blätter hinweg, zieht alsdann das unterste hervor, und legt es auf die eilfte Karte, und auf diese wieder die zehn weggezählten Blätter. Hierauf nimmt er das Spiel wieder hervor, zieht unten etliche Blätter ab, und legt sie verkehrt einzeln auf den Tisch, nimmt auch oben etliche Blätter hinweg, und legt sie dazu; alsdann wieder von unten wie oben. Dies geschieht aber so behende, daß es Niemand merkt. Er zählt auch die Blätter die er von oben abgenommen hat, heimlich bey sich, damit

er nicht mehr und nicht weniger als zehn abziehe; dann ist das eilfte Blatt dasjenige, welches zuerst unten lag, und gemerkt wurde. Alsdann läßt er Jemanden aus denjenigen Blättern, welche er unten hervor gezogen und oben herabgenommen hat, eins nehmen und besehen, und sagt ihm, er solle es auf dasjenige legen, von welchem er die zehn Blätter oben weggenommen hat. Hierauf legt er die unten hervorgezogenen so wohl, als auch die von oben herabgenommenen Blätter darauf, und mischt das Kartenspiel ein wenig, jedoch so, daß er diese zwey Blätter nicht von einander trenne. Nun sieht er die Karten von unten her durch, wo die Farben der Blätter sind, und wenn das Blatt kommt, welches zu allererst unten lag, und von ihm selbst gemerkt wurde, so ist das folgende dasjenige, welches die Person genommen und gesehen hat. — Schade freylich, daß Menschen oft ihre Lebenszeit darauf verwenden, um sich Uebung in solchen Dingen zu verschaffen, welche der Gesellschaft keinen wesentlichen Nutzen, sondern allenfalls nur leeren Zeitvertreib gewähren.

Durch Berechnung ist heraus zu bringen, welche gleiche Zahl Jemand in den Sinn genommen habe. Um dies zu wissen, läßt der Spieler Jemanden die Zahl, die er in den Sinn genommen, mit 3 multipliciren, das herausgebrachte Product halbiren, und die Hälfte mit 3 multipliciren. Wenn er nun die herausgekommene Zahl angesagt hat, so dividirt er

sie mit 9, und multiplicirt das, was herauskommt, mit 2, so giebt das Product die Zahl, die Jemand in den Sinn genommen hat. Diese wäre z. B. 6.

6 multiplicirt mit
3 thut

---

18 halbirt, macht

---

9 multiplicirt, mit
3 thut

---

27 dividirt mit
9 giebt

---

3 multiplicirt mit
2 giebt

6

Oder wenn Jemand die in den Sinn genommene Zahl verdoppelt, und zu dem, was heraus kommt, noch 4 hinzu thut, ferner die Summe mit 5 multiplicirt, und zu diesem Producte wieder 12 zählt, zuletzt diese Anzahl noch mit 10 vervielfältigt, und dann 320 davon abzieht, so bleibt, wenn im Ueberflusse zwey 00 abgeschnitten werden, die in den Sinn gefaßte Zahl allein übrig. Z. B. es hätte Jemand 20 in den Sinn genommen, so wäre damit auf folgende Art zu verfahren:

20 verdoppelt giebt

40, dazu kommt
4 giebt

44 multiplicirt mit
5 giebt

220, dazu gezählt
12 macht

232 multiplicirt mit
10 thut

2320, davon abgezogen
320 bleibt
2000; hiervon zwey 00 weg, bleibt

20

Auf folgende Art kann man eine ungleiche Zahl errathen, die Jemand in den Sinn genommen hat. Diese wäre z. B.

7 multiplicirt mit
3 macht

21. Diese, weil sie ungleich ist, muß noch mit 1 vermehrt werden, damit heraus komme
22; davon ist die Hälfte

11. Diese drey Mal genommen macht

---

33. Nun aber ist 9 in 33 enthalten
3 Mal. Dies multiplicirt mit
2 giebt

---

6 und, weil die in den Sinn gefaßte
Zahl ungleich ist, hinzugethan
1 macht

7

Auch kann man bey gleichen und ungleichen Zahlen, die zwey Personen gegeben worden sind, erforschen, welcher die gleiche Zahl, und welcher die ungleiche hat. Es wären z. B. 9 und 10, so nimm zwey andere Zahlen, als: 2 und 5, deren eine gleich, die andere ungleich ist. Des einen Zahl laß mit 2 multipliciren, die andere mit 3. Was heraus kommt, laß im Zusammenaddiren sagen, oder auch nur die Hälfte, wenn es ohne Bruch geschehen kann; daraus läßt sich leicht abnehmen, ob es gleich oder ungleich ist. Gesetzt also, die Summe wäre gleich, so würde ohne Zweifel die Zahl, welche mit 2 multiplicirt worden, die gleiche Zahl von 10 haben; wäre sie aber ungleich, so würde die Zahl 3 die ungleiche Zahl 9 heraus bringen.

Der Spieler nimmt vier Blätter aus einem Kartenspiele, die übrigen leimt er alle auf einander,

und schneidet ein so großes Loch darein, daß ein kleiner Vogel darin verborgen werden kann, welches, wenn die Karten nur nicht zu dünne sind, wohl möglich ist. Diese Karte hält er in einer blechernen Büchse, die so groß ist, als die Karten, legt ein Blatt über den Vogel, und drey darunter, nämlich die vier zurükgehaltenen Blätter, die nicht auf einander geleimt sind. Wenn nun das vierte Blatt, welches der Vogel ist, davon fliegen soll, so zieht er die untersten Blätter, und hebt die zusammengeleimten Karten in die Höhe; der Vogel fliegt weg, und Jedermann sieht nach ihm hin, so daß er die Karte fallen lassen kann, ohne von Jemand bemerkt zu werden.

Er läßt eine kleine Figur von Holz oder Pappe, fünf bis 6 Zoll hoch, verfertigen, die einen Jäger mit der zum Schuß angelegten Flinte vorstellt, und richtet sie so zu, daß ein verborgener eiserner Draht von den Füßen bis an das äußere Ende der Flinte fortgeht. Nun setzt er sie auf eine Glastafel, die mit Metall belegt ist, und elektrisirt die obere Fläche derselben, indem er sie mit der Elektrisirmaschine in Verbindung setzt. Auf dem vordern Ende eines eisernen Drahtes befestigt er einen kleinen, aus Holz oder Pappe verfertigten Vogel. Wenn nun die elektrisirte Tafel, auf welcher die Figur steht, von unten berührt wird, indeß der Spieler den kleinen Vogel in der andern Hand hält, und der äußersten Spitze des

Drahts an der Flinte nahe bringt, so ladet sich die elektrisirte Glastafel bald aus, indem durch den Draht hin eine Feuerfunke auf den Vogel fliegt. Dieses giebt den Anschein, als ob die Figur auf den Vogel geschossen hätte.

Der Spieler läßt sich einige kleine Fische von dünnem Messing machen, die anderthalb Zoll lang, hohl, und so beschaffen sind, daß kein Wasser hinein dringen kann. In den Bauch dieser Fische wird ein kleines Magnetstäbchen in der Dicke einer starken Nähnadel, oder ein kleines stählernes und magnetisches Blech, welches ein wenig gekrümmt seyn muß, gesteckt, mit der Vorsicht, daß die Südseite bey allen gegen den Kopf hingerichtet sey, damit sie auf dem Wasser schwimmen, und im Gleichgewichte bleiben können. Wenn nun diese Fische in ein mit Wasser angefülltes Becken gesetzt werden, das ungefähr einen Zoll tief, und acht bis neun Zoll im Durchschnitte weit ist, damit sie darauf schwimmen können, so hält er ihnen diejenige Seite eines magnetischen Stäbchens vor, wo sich der Nordpol des darinn steckenden Magnets befindet; dann schwimmen sie alle nach diesem Puncte, nämlich nach der Spitze des Stäbchens zu; wird ihnen aber der Südpol des Magnets entgegen gehalten, so schwimmen sie zurück, und scheinen gleichsam vor dem Stabe zu fliehen. Der Spieler giebt gewöhnlich einem Andern das Stäbchen in die Hand, nachdem er vorher

an dessen äußerstes Ende, wo der Nordpol ist, ein kleines Stückchen Brod gesteckt hat, und sagt zu dieser Person, daß sie es den Fischen anbieten solle; geschieht dies, so schwimmen sie herzu, als wenn sie von Hunger getrieben würden. Bietet ihnen die Person die andere Seite des Stäbchens an, wo keine Speise befindlich ist, so schwimmen sie davon.

Um eine Blume aus ihrer Asche wieder hervor zu bringen, braucht er ein kleines Haarsieb mit einem doppelten Boden, wovon der eine oben zur Bedeckung des Haarsiebes, der andere aber zur Aufnahme desjenigen, was durch das Haarsieb fällt, gebraucht wird. Ferner hat er zerschiedene Körper in Bereitschaft, die leicht zu verbrennen sind, z. B. Blätter von Pflanzen, Blumen, Zweige u. dgl. Eben dieselben Körper hat er auch mit einer sympathetischen Tinte von der klebrichten Art unsichtbarer Weise auf Papier abgezeichnet. Weiter ist er mit einem kleinen Bretchen versehen, in welchem einige kleinere Magnetstäbe verborgen sind. Endlich muß er noch ein kleines Kästchen mit sehr klarem Eisenfeilicht bey der Hand haben. Legt er nun ein so zubereitetes Blatt Papier, auf welchem von der erwähnten Zeichnung nichts bemerkt werden kann, auf den untersten Boden des Siebes, wirft etwas von dem Eisenfeilicht in das Haarsieb, und schüttelt dieses dabey ein wenig, indem er es zugleich über das kleine Bret setzt, in welchem die

Magnetstäbe verborgen sind, so werden alle diese durch das Sieb fallenden Eisenstäubchen sich einander nähern, und an den Stellen des Papiers, wo die Zeichnung mit der klebrichten unsichtbaren Tinte ist, hangen bleiben, wodurch die verborgen gewesene Figur sichtbar werden muß. — Der Spieler bietet demnach einige von den vorhandenen natürlichen Körpern, die er auch auf dem Papiere abgezeichnet vorräthig hat, einer Person an, und läßt ihr die freye Wahl, eins davon zu verbrennen. Ist dieses geschehen, so schüttet er die Asche davon mit etwas Feilspänen vermischt in das Haarsieb, und legt so gleich das Papier mit der verborgenen Zeichnung des verbrannten Körpers in den untern Boden des Siebes. Er verfährt übrigens so, wie vorher erklärt worden ist, und zeigt hernach, daß die Teilchen von der Asche des verbrannten Körpers die Bildung desselben wieder hervorgebracht haben.

Die Bewegung einer Uhr hält der Spieler nach Belieben dadurch auf, daß er derselben einen Magnet nahe bringt. Der Perpendikel oder die Unruhe muß aber von Eisen seyn, weil der Versuch außer dem nicht gelingen würde.

Man legt in die Mitte einer tiefen Schüssel eine Münze, und stellt Jemand so weit von dem Tische, worauf dieselbe steht, daß er die Münze wegen des

Randes der Schüssel nicht mehr sehen kann. Hierauf schüttet man die Schüssel behutsam voll Wasser, so daß dabey die Münze nicht von ihrer Stelle bewegt wird, und so gleich wird durch die Strahlenbrechung die Münze wieder gesehen werden.

Der Spieler füllt einen gläsernen Becher ganz voll mit frischem Wasser, legt ein Stück Geld hinein, und deckt einen genau anpassenden Teller verkehrt darüber. Hierauf legt er eine Hand auf den Boden des Tellers, und mit der andern faßt er den gläsernen Becher an, deckt beydes auf einander, und wendet alles so geschwind um, daß keine Luft hinein dringen, und kein Wasser heraus laufen kann. Wenn nun jetzt das Stück Geld, welches auf dem Teller liegt, betrachtet wird, so scheint es viel größer, und ein wenig höher, über demselben erblickt man es in seiner natürlichen Größe. Hebt man aber den Becher auf, so verschwindet das Blendwerk.

Wenn man eine aufgeblühte gewöhnliche Rose über ein Becken hält, auf dessen glühende Kohlen Schwefel gestreut ist, so wird die Rose weiß, indem man sie über den Dampf hält, und nimmt ihre natürliche Farbe wieder an, wenn man sie in das Wasser steckt. Giebt nun der Taschenspieler einer Person eine solche Rose, um sie in das Wasser zu setzen, so erregt es allerdings Verwunderung, wenn dieselbe nach einiger Zeit sich wieder verändert hat.

Er vermischt Salz mit Schnee oder geschabtem Eise, und thut es auf einen zinnernen Teller, den er auf glühende Kohlen setzt; dadurch wird das Wasser auf einem andern zinnernen Teller, den man auf diese Masse gestellt hat, in Eis verwandelt, wenn das geschabte Eis und Salz auf dem untern Teller schmilzt. So kann man auf glühenden Kohlen Eis zubereiten.

Der Spieler läßt so viel gemeines Salz, als man mit drey Fingern fassen kann, in wenig Flußwasser auflösen, und einen Faden von mittelmäßiger Stärke 24 Stunden lang darinn liegen. Wenn dieser nun heraus genommen, und wieder trocken geworden ist, so hängt er daran einen sehr leichten Ring auf, und zündet den Faden an, so, daß er verbrennt. Der Ring aber bleibt dessen ungeachtet hangen, wenn er nur nicht bewegt wird; denn so bald man den Faden berührt, zerreißt es, und der Ring fällt ab.

Wenn starker Weingeist in eine porzellanene Unterschale gegossen, Küchensalz, mit ein wenig Schwefel vermischt, darein gethan, alles wohl durcheinander gerührt wird, und man einen baumwollenen Docht hinein legt, und diesen anzündet, so werden alle umstehende an Farbe den Todten ähnlich sehen, wenn es bey Abend geschieht, und sonst kein Licht in der Stube brennt.

Der Spieler hat einen kleinen Tisch mit vier Füßen, von welchen einer hohl ist, so daß auch durch die Platte des Tisches ein Loch geht. Dieser Tisch wird so gestellt, daß hinter demselben, doch in einiger Entfernung, ein Vorhang angebracht wird, der bis auf die Erde hängt. Ferner hat er eine blecherne Röhre, die von dem Raume hinter dem Vorhange an, ein wenig an dem Fußboden hin, und weiter durch den hohlen Fuß des Tisches nach der Höhe zuläuft, und sich in der Oeffnung der Tischplatte endigt. Nun bedeckt er den Tisch mit einem Tuche, um die Oeffnung zu verbergen, setzt aber gerade auf dieselbe einen hölzernen hohlen Kopf — der zwischen den Lippen eine kleine enge Oeffnung hat. Nach dieser Einrichtung ist es nothwendig, daß sich hinter dem Vorhange eine andere Person verborgen halte, die alles, was außerhalb vorgeht, genau beobachten, und den Kopf mit Sprache beleben könne. Auf diese Weise können dem Kopfe willkührliche Fragen vorgelegt werden, zu deren Beantwortung Sinne und Vernunft nöthig sind, und die von ihm mit einer gedämpften Stimme ordentlich beantwortet werden.

Einen im Mörser zerstoßenen Vogel macht der Spieler, dem Anscheine nach, wieder lebendig, indem er einen doppelten Boden im Mörser hat, wovon der obere mit einer Fallthür versehen ist, zwischen welcher und dem rechten Boden der Vogel verborgen gehalten wird. Ist nun der eine Vogel wirklich gequetscht und

todt, so öffnet er auf irgend eine Weise die Fallthür, und verschafft dadurch dem versteckten Vogel einen Ausweg, der gemeiniglich davon fliegt; so wie dagegen der Künstler den todten Vogel wieder unter die Thür verbergen, und den Mörser frey zeigen kann.

Wenn eine dem Künstler unbekannte Person einen Ring heimlich an sich genommen hat, so kann er nicht nur die Person, sondern auch die Hand, den Finger und das Gelenk entdecken, woran sie denselben gesteckt hat. Dieß geschieht auf folgende Art. Es hätte z. B. die dritte Person in einer Reihe den Ring an das zweyte Gelenk des Daumens der linken Hand gesteckt, so wird

die Zahl der Person in der Reihe	3
multiplicirt mit	2
giebt	6
wird hinzugesetzt	5
giebt	11
multiplicirt mit	5
giebt	55
zu diesem addirt	10
ferner die Zahl der linken Hand	2
giebt	67

multiplicirt mit 10

giebt 670

diesem addirt die Zahl des Daumens 1

macht 671

dieses multipl. mit 10

beträgt 6710

dazu addirt die Zahl des Gelenkes 2

und noch weiter 35

macht 6747

davon abgezogen 3535

bleibt 3212

Von diesen Zahlen bedeutet 3 die dritte Person in der Reihe, 2 die linke Hand, 1 den Daumen, und 2 das zweyte Gelenk. — Das Verfahren dabey ist folgendes: man läßt durch Jemand den Platz derjenigen Person unter mehrern, nach der Reihe, die den Ring genommen hat, mit 2 multipliciren, zu der herausgekommenen Zahl 5 setzen, und dann mit 5 multipliciren, noch 10 dazu setzen, und noch 1 (wenn der Ring an der rechten Hand ist, hingegen 2, wenn er an der linken ist) und das Ganze wieder mit 10 multipliciren. Endlich wird noch die Zahl des Gelenkes hinzu gesetzt, und außer dem noch die Zahl 35, welches addirt wird. Diese Summe läßt man sich angeben, und zieht 3535 davon ab.

Einer Person die Zahl zu nennen, welche sie in die Gedanken genommen hat, ohne sie um das Geringste zu befragen, wird folgender Maßen veranstaltet: wenn man einer Person gesagt hat, sich eine Zahl nach Belieben zu denken, so läßt man ihr solche verdoppeln, dazu noch 4 addiren, und die ganze Summe mit 5 multipliciren. Zu diesem letzten Producte läßt man noch 12 addiren, und die ganze Summe mit 10 multipliciren. Endlich sagt man ihr, daß sie von dieser letzten ganzen Summe 320 abziehen solle, und fragt sie, wie viel nach diesem übrig geblieben sey. Von dieser Summe nimmt man die zwey letzten Zahlen weg, alsdann ist die vordere diejenige, welche die Person gedacht hat. Es sey z. B.

die gedachte Zahl	7
verdoppelt giebt	14
dazu addirt 4 giebt	18
multiplic. mit 5 macht	90
dazu addirt 12 macht	102
dies mit 10 multipl. thut	1020
davon abgezogen 320 bleibt	700.

Durch diese Rechnungsart kann man noch vieles errathen, was dem, der sie nicht kennt, höchst sonderbar scheinen muß.

Um einen Menschen in der Luft schwebend vorzustellen, wird ein großer runder Hohlspiegel erfordert und an der Decke eines Zimmers befestigt, so daß

die Höhlung gegen den Boden gerichtet ist. Stellt man nun einen Menschen unter den Spiegel, so erblickt man seine Figur schwebend, mit dem Kopfe unterwärts, mit den Füßen oberwärts, wenn man sich nämlich so an einen Ort hinstellt, daß die Strahlen des Lichts von da in den Spiegel fallen können. Werden mehrere Hohlspiegel an der Decke des Zimmers auf solche Art angebracht, daß sie zusammen nur eine Höhlung vorstellen, so wird ein Unerfahrner nicht anders als mit Staunen und Entsetzen in das Zimmer treten, weil er sich selbst in der Luft verkehrt schwebend erblicken wird.

Wenn man eine auf beyden Seiten glatte Kugel von Pappe verfertigt, in deren Innern ein längliches Stück Bley angebracht ist, und dieselbe auf ein schräg gestelltes Bret setzt, so rollt sie herauf, anstatt hinunter zu laufen.

Der Spieler läßt sich einen recht muntern, wilden Haushahn geben, legt ihn auf die Brust nieder, zieht ihm die Beine hinten zurück, den Hals aber vorn hinaus, so daß der Schnabel fest aufliegt. Im Anfange widersetzt sich das Thier, aber endlich fügt es sich in diese Lage. Wenn der Spieler dieses merkt, so nimmt er ein Stückchen Kreide, bestreicht damit den Schnabel, daß er weiß wird, fährt hierauf mit der Kreide von dem Schnabel auf dem Boden hin, und zieht damit

einen Strich, etliche Ellen lang. Nun thut er die Hände von dem Hahne weg, und dieser bleibt nicht nur unbeweglich liegen, sondern sieht auch mit unverwandten Augen erstaunt auf den Kreidenstrich hin, so lange sich die Umstehenden ruhig halten; endlich aber, wenn er seine Freyheit wieder fühlt, läuft er fort. Ehe dies aber geschieht, befiehlt ihm der Spieler aufzustehen, welches auch unverzüglich erfolgen wird. Um der Sache ein noch wunderbareres Ansehen zu geben, zeichnet er um den Hahn einen Kreis mit allerhand willkührlichen Figuren.

Auf einem Bilde können drey ganze zerschiedene Figuren dargestellt werden, wenn dasselbe auf dreyeckig gehobelten Leisten gemahlt ist. Ein anderes Bild sieht man von vorne, ein anderes von der linken, und wieder ein anderes von der rechten Seite.

Wenn man die addirte Summe von einer bestimmten Menge und Reihe Zahlen schon im voraus angeben will, ehe sie noch ein Anderer willkührlich niedergeschrieben hat, so ist hierbey nur die vorläufige Bedingung nöthig, daß der Andere die Anzahl der Reihen, und aus wie viel Zahlen eine jede Reihe bestehen soll, angeben muß. Gesetzt also, eine Person wollte drey Reihen Zahlen, jede Reihe mit vier Ziffern schreiben, so multiplicirt man auf einem besondern Papiere vier

abgesetzte Ziffern, wovon jede die Zahl der Reihen ausdrückt, mit der Zahl 9 also

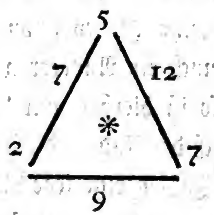
3333
9

29997 und dieses wird zur bestimmten Summe angegeben. Hätte nun die andere Person z. B. folgende Zahlen niedergeschrieben 2578
6321
4906

so bittet man sich die Erlaubniß aus, gleichfalls drey Reihen Zahlen noch darunter zu setzen. Diese müssen folgende seyn 7421
3678
5093

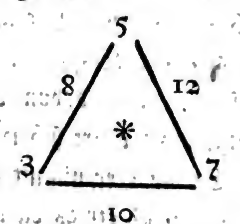
Jede der unten zu setzenden Zahlen muß mit jeder der obern an jeder Stelle 9 betragen, und dadurch wird die obere Summe entstehen.

Drey zerschiedene Zahlen, an die Enden eines Dreyecks gesetzt, müssen immer ein Facit haben, z. B.



so sage ich 7 und 5 ist 12 — 5 und 2 ist 7 — 2 und 7 ist 9. Und dann weiter 9 und 5 ist 14 — 7 und 7 ist 14 — 2 und 12 ist 14. Verändert man irgend

eine von jenen drey Hauptzahlen, so kommen bey der einfachen Berechnung doch wieder drey gleiche Zahlen heraus. Man setze z. B. statt der linker Hand stehenden 2 eine 3, als:



so wird es heißen 7 und 5 ist 12 — 5 und 3 ist 8 — 3 und 7 ist 10. Und dann weiter 7 und 8 ist 15 — 3 und 12 ist 15 — 5 und 10 ist 15.

Möchten diese kleinen Aufsätze jeden, der bisher noch nicht davon überzeugt war, lehren, daß keine Wirkung über die Kräfte der Natur gehe, oder daß nichts Uebernatürliches von einem Menschen bewirkt werden könne; und möchten sie auch dazu dienen, vor allem Staunen bey Alefanzereyen, so wie vor Aberglauben sicher zu bewahren.

VI. Was hat man von Ahnungen zu halten? nebst beygefügten Erzählungen und Geschichten.

Es ahnet, wenn man etwas aus sichern Gründen stark vermuthet. So kann ein Kranker sagen, es

ahne ihm, daß er sterben werde; er schließt das aus dem Gefühle von Schwäche. — Ahnen heißt aber auch, durch außerordentliche Zeichen auf etwas Unbekanntes aufmerksam gemacht werden. Man hört im Schlafen oder Wachen einen Fall, ein Gepolter, einen Schlag oder Stoß, ein Klopfen an der Thür rc. Anstatt zu untersuchen, was davon die Ursache sey, bleibt man still sitzen, und rührt sich nicht, oder schließt die Thür ab. — Ein anderer nimmt seine Herzhaftigkeit zusammen, sieht zu, ob etwas da ist; aber er sieht und hört nichts weiter. Weit entfernt, vernünftig zu schließen: ich habe geträumt, oder mir es eingebildet, schließt er im Gegentheil unvernünftig, daß es ein Geist gewesen seyn müsse. — Die Katzen beißen sich, die Hunde heulen, die Eule schreyt, die Todtenuhr läßt ihre Schläge hören — nun! so mag der Kranke im Hause sich zu seinem Ende anschicken. Vergebens werden ihm die Ursachen gesagt, warum sich die Katzen beißen, die Hunde heulen, die Eulen schreyen; daß ein Handwerksmann in der Nähe gearbeitet habe, und daß dies das Pochen sey, welches man gehört habe; seiner Meinung nach waren es Anzeigen des gewissen Todes.

Im März 1791 hatte ein Arzt im Hildburgshausischen das einzige Kind eines Handwerksmannes zu behandeln, und zweifelte selbst an der Genesung desselben. Die Aeltern waren genöthigt, meh-

rere Nächte hinter einander bey dem Kinde zu wachen, und hatten wenig Ruhe. Um aber doch in den Zwischenzeiten, wenn der Kranke schlummerte, auch ein wenig Ruhe zu haben, hatte die Mutter neben dem Krankenbette Stühle zusammen gestellt, und sich darauf gelegt. Eben, als das Kind gefährlich krank lag, und sich die Mutter voll Besorgniß zu Mitternacht auf ihre Stühle hingelegt hatte, kam es ihr vor, als zögen sich die Stühle unter ihrem Leibe von einander; sie hörte sogar einen Lärm, wie er durch Stühle verursacht wird, die man auf dem Boden wegzieht. Um nicht zu fallen, springt sie auf, und siehe, die Stühle stehen noch unverrückt, wie sie zusammen gestellt waren. — „Das hat etwas zu bedeuten, ist der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf fährt, gewiß ist es eine Ahnung.“ Und nun überfällt sie eine Furcht, daß sie nicht mehr allein bey dem Kinde in der Stube bleiben will. Sie ruft ihren neben der Stube schlafenden Mann, um bey ihr zu bleiben, welches er auch ein Paar Nächte thun mußte. Unterdessen verschlimmerte sich der Kranke täglich, und die Aeltern gaben bereits alle Hoffnung zur Wiedergenesung auf, als die Mutter dem Arzte die Geschichte erzählte, welcher sie aber wegen ihrer vermeinten Ahnung eines Bessern zu belehren und zu beruhigen suchte. Aber umsonst! Sie versicherte, sie sey so wach und munter gewesen, wie am Tage, und hätte alles sehr genau gehört und gefühlt; sie könne sich

unmöglich getäuscht haben. Inzwischen fing das Kind an zu genesen, und gelangte in wenig Wochen zu seiner Gesundheit. Aber die Ahnung? „Je nun, hieß es, wer weiß, was es gewesen ist!“

Wenn in einem Hause etwas gehört wird, das man für eine Ahnung hält, so glaubt man, es bedeute etwas Außerordentliches. Nun ist man aufmerksam, was etwa in der Familie geschieht, und erfolgt dann, vielleicht erst nach langer Zeit, ein Todesfall, oder sonst etwas, so ist der Schluß fertig: es ahnete, und ist eingetroffen. Man prüft das, was für vorhergehende Anzeige gehalten wurde, nicht strenge genug, oder gar nicht, sondern beurtheilt es blos nach irrigen Meinungen. Oft findet man die Ursache von einer Wirkung nicht zu der Zeit, da man sie suchte, sondern lange nachher. Wenn man glauben wollte, es werde nach einem ungewöhnlichen Gepolter im Hause Unglück oder Tod erfolgen, so könnte man eben so sicher behaupten, daß nach dem Regen eine Feuersbrunst entstehen werde, weil dies zuweilen der Fall war. Derjenige, welcher aus der Familie stirbt, ist oft dreyßig und mehrere Meilen von dem Orte entfernt, wo es poltert. Mit seinem Körper konnte er unmöglich an einem so entfernten Orte eine Bewegung hervor bringen; mit der Seele noch weniger, weil diese kein Körper ist. Wer könnte auch wohl glauben, daß die Seele nach ihrer Trennung von dem Leibe erst lange Reisen zu ihren Freunden thue, um sie zu erschrecken?

Es ahnet in dem Kopfe des Abergläubigen oft, und es trifft nichts ein; darauf aber achtet man nicht. Nur wenn etwas Merkwürdiges geschieht, sollen Anzeigen vorher gegangen seyn. Mancher hält jede Beängstigung, jede Furcht, die ihm anwandelt, für das Zeichen eines bevorstehenden Unglücks, und denkt nicht an sein dickes Blut und seine Hypochondrie. Einen Andern überfällt mitten in dem Genusse der Freude, ohne daß er etwas Unangenehmes gedacht hatte, schwere Angst, er selbst weiß die Ursache davon nicht, und hält es lieber für eine Ahnung, anstatt daß er an sein verletztes Gewissen denken sollte, welches oft mitten im Taumel der Freuden erwacht.

Man hat Ahnungen so gar den Einwirkungen der Engel zugeschrieben — ein Behelf, den man darum wählte, weil man nichts Besseres wußte.

Durch bloße Gedanken kann kein Abwesender in der Seele eines Andern Gedanken oder Vorstellungen hervor bringen. Man sage nicht, daß es anders mit der Seele eines Sterbenden sey; die Seele bleibt überall, was und wie sie ist.

Aber was soll man von Geschichten urtheilen, die von glaubwürdigen Personen über Ahnungen erzählt werden? Der Professor Baumgarten in Halle sagte: es sind noch acht Tage, daß ich leben werde — und es traf ein. Der Professor Simonis träumte vierzehn Tage vor seinem Ende: er fahre von Hey-

ersdorf (einem Amte bey Dessau) wo er sich damals aufhielt, in Gesellschaft einiger Freunde nach Raguhn (einem Anhalt-Dessauischen Städtchen) wo er von den dasigen Predigern, Cantor und Küster empfangen, und nach der Kirche begleitet wurde — und der Traum blieb nicht unerfüllt! Man kann aber mit Gewißheit annehmen, daß besonders im ersten Falle, die Empfindung der hinschwindenden Lebenskraft die Ursache der so genannten Ahnung, so wie im andern der bedeutungsvolle Traum eine Mitursache des Todes gewesen sey. Jene Vorhersagung, so wie dieser Traum waren aber wohl Wirkungen der Einbildungskraft, wovon auch gelehrte Männer nicht frey sind.

Ein wackerer Bürger in Westerburg, G. P. Knod, hatte eine Eiche zu Bauholz gekauft, wobey ihm aufgegeben worden war, die Aeste derselben vor der Fällung abzuschneiden, um zu verhüten, daß die umstehenden jungen Bäume nicht dadurch beschädigt würden. Als ein rüstiger Mann, der überdies sehr beherzt im Steigen war, hatte er sich dies gefallen lassen, und am 2. Februar 1792 gieng er ganz früh, und zwar allein in den Wald, erstieg den Baum, und war auch mit seinem Geschäfte so glücklich, daß er schon die obersten Aeste alle abgeschnitten hatte. Allein zu seinem Verderben blieben diese auf den zwey untersten, ungefähr 8 Schuh von der Erde stehenden Aesten liegen. Da er nun einen dieser untersten Aeste ab-

schnitt, und dieser mit der ganzen darauf ruhenden Last zu sinken anfing, stieß einer von den hier fest liegenden Aesten, dessen dickes Ende in die Höhe ragte, mit solcher Gewalt auf ihn zu, daß er dadurch herunter gestürzt wurde. Kaum hatte man ihn nach Hause gebracht, so starb er auch; denn der auf ihn gestoßene Ast hatte ihm auf der linken Seite die Hirnschale völlig zerschmettert, und die Zahnlade zersplittert. Durch den auf einen steinigen Boden gethanen Fall war er auf der Brust an 3 bis 4 Orten so gequeischt worden, daß er unmöglich lebend bleiben konnte. Thörichte Leute wollten, wie gewöhnlich bey Unglücksfällen, allerhand wunderbare Vorbedeutungen gesehen und gehört haben. Es wollten nämlich verschiedene Personen auf dem Kirchhofe, welcher außerhalb des Fleckens liegt, einige Abende vor dem Unglücksfalle einen kläglichen Todtengesang gehört haben, nach dessen Endigung ein lautes Amen gesprochen worden wäre. Kaum war nun der unglückliche Tod des rechtschaffenen Knods erfolgt, so sagte man öffentlich: „seht, das hat der Todtengesang bedeutet; da sieht mans doch nun, daß es Vorbedeutungen giebt!" — Aber wie beschämt schwiegen alle, da es sich bey genauerer Nachfrage in der Schule zeigte, daß einige Schulknaben, die an jenem Abende in der Gegend des Kirchhofs Wasser auf die Wiesen geleitet, aus Muthwillen gesungen, und das laute Amen ausgesprochen hatten.

Der Krieg nöthigte einen Officier, seine Frau zu verlassen. Sie hatte von Zeit zu Zeit Nachricht von ihm. Einst verfiel sie, nachdem sie einen Brief von ihm durchlesen hatte, in einen Schlummer, aus welchem sie plötzlich erwachte, und bestürzt ausrief: „er ist dahin, ich habe ihn sterben sehen! Ach, jetzt ist er an einer Wasserquelle unter Bäumen gestorben! Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte sich vergebens, ihm das Blut zu stillen, und ihn mit einem Trunke Wasser aus seinem Hute zu laben!" Man suchte sie zu beruhigen; sie ermattete aber, und verfiel zum zweyten Male in einen tiefen Schlummer, wo sie durch dieselbe Erscheinung erschreckt wurde. Vierzehn Tage verstrichen, dann kam die Bestättigung des ahnenden Traums. Einst hörte sie in einer Kirche Messe, erblickte nahe vor ihrem Stuhle einen Officier, that einen Schrey und fiel in Ohnmacht. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, bat sie den Officier, mit ihr zu gehen, der sich auch jenes schon halb vergessenen Vorfalls wieder erinnerte. —

Zunächst fragt es sich, ob die Geschichte sich wirklich so zugetragen habe, wie sie hier erzählt ist? Und wenn das der Fall wäre, worüber man nicht gerade zu entscheiden kann, so verdient sie, näher beleuchtet zu werden.

Wenn das Frauenzimmer erfahren hätte, daß ein Treffen unvermeidlich, oder schon geliefert, oder daß ihr Mann krank sey, so ließe sich alles aus der Einbildungs-

bildungskraft erklären. Sie sieht aber eine sonst nie gesehene Gegend, das ganze Aeußere eines nie gesehenen Mannes, und seine Gesichtszüge so genau und richtig, daß sie ihn nach längerer Zeit wieder erkennt, da sie ihn in der wirklichen Menschenwelt sieht? — Doch wer ist Zeuge, der die Wahrheit des ganzen Vorfalls bestättigt? Hat er sich nach der Richtigkeit dessen genau erkundigt? Wie hieß der Officier, der so menschenfreundlich handelte? — wie der Erblaßte? Zu welcher Zeit geschah die Begebenheit? Sollte der Verstorbene nichts bey sich gehabt haben, woraus sein Herkommen zu erkennen gewesen wäre. Kannte ihn gar keiner, und wurde er bey dem Regimente nicht vermißt? wurde nicht nach ihm gefragt? Fragte der mitleidige Officier nicht nach seinem Namen, da er doch den Namen seiner Frau so oft nannte? Die Geschichte wird in der That schon dadurch verdächtig, daß der im Traume gesehene Officier zu derselben Zeit und in dieselbe Kirche geht, in welche die Frau des Verstorbenen kommt, und sich da so stellt, daß er von ihr gesehen werden kann. — Das Ganze möchte also vielleicht darauf hinaus laufen: Ein Officier gieng zu Felde, ließ seine Frau zurück, die oft von ihm träumte, und ihn einst so gar sterben sah. Es fiel ein Treffen vor; der Officier kam um, und der Traum wurde erfüllt.

Marie schlummert, und hört einen dumpfen Fall. Ach! seufzt sie, was wird das bedeuten? Am Morgen

sieht sie aus den Resten des Hammelbratens auf der Treppe, daß die Katze ihn aus der Küche gehohlt hat. Es läutet an der Hausglocke; sie sieht zu, und findet Niemand. Es läutet zum zweyten und dritten Male; nun wagt sie es nicht mehr, hinzusehen; der Hausherr muß es selbst thun. Auch der sieht nichts, und ruft den Nachtwächter, welcher die junge Katze wegjagt, die mit dem Glockendrahte gespielt hatte.

Wer eine Ahnung gehabt zu haben glaubt, der betrübe sich nicht, im Fall er nicht Herzhaftigkeit genug haben sollte, darüber gehörige Untersuchung anzustellen, sondern glaube fest, daß nichts Außerordentliches geschah, und daß ihm unverschuldet kein Uebel begegnen werde. Ins besondere aber bewahre man die Kinder vor der schädlichen Ahnungssucht, und rede ihnen die Begriffe aus, welche Unverständige ihnen davon beygebracht haben.

VII. Ueber Träume und Traumbücher, nebst allerley höchst merkwürdigen Erzählungen.

Die Hauptursache, warum viele Menschen so geneigt sind, auf Träume und andere geheime Eingebungen zu halten, ist keine andere, als ihre Eigenliebe und Unwissenheit. Nicht damit zufrieden, daß Gott sie mit offenen Sinnen in die schöne Welt gesetzt, um unzählige Freuden zu haben, und ihnen

Verstand gegeben hat, um dadurch immer edler und glücklicher zu werden, wollen sie bloß genießen, und dabey weder ihre Sinne, noch ihren Verstand anstrengen, sondern jede Glückseligkeit soll ihnen von selbst kommen; und so machen sie einen Fall, da Jemand von seinem erfolgten Glücke träumte, zur Regel, und tausende, da Träume unerfüllt blieben, zur Ausnahme.

Sinne und Verstand sind die einzigen Mittel, welche Gott uns gegeben hat, etwas zu erkennen, und unsere Glückseligkeit zu befördern. Im Schlafe ruhen aber die Sinne, und die niemals schlafende Seele denkt dann die im Gedächtnisse vorhandenen Bilder der Dinge eben deswegen so unordentlich und verworren durch einander, weil die Sinne ihr nicht sagen, wo und wie sie sich in der wirklichen Welt befindet.

Es kann seyn, daß eine oder die andere Ader wegen der Lage des Körpers mehr gepreßt wird, daß man des Abends mehr, oder später, als gewöhnlich, gegessen oder getrunken, mehr oder weniger verdauliche Speisen genossen, sich mit mehr oder weniger lebhaften Gedanken oder Gesprächen beschäftigt hat, und daß dadurch das Blut in seinem Umlaufe verändert, und das Gehirn auf diese oder jene Weise gedrückt worden ist. Alles das führt der Seele mancherley Bilder gleichsam zur Beschauung vor, und verursacht Träume. Man kann so gar durch gewisse

Mittel angenehme oder fürchterliche Träume hervor bringen und dadurch bestimmen, wovon Jemand träumen soll. Eine Person, die von schweren Träumen geängstigt wird, darf nur einige Tage hindurch ein laulichtes Fußbad gebrauchen, Salpeter in Limonade nehmen, vor Schlafengehen Melisse kauen, und Melissenessig schnupfen, und ihre Träume werden ruhig und angenehm seyn. Der Genuß von Bohnen, Linsen, Erbsen, besonders des Abends, erregt schwere Träume.

E. sagte einmal zu einer Person: Sie haben heute Nacht von einer Rose geträumt; zu einer andern: Sie saßen unter einer Linde; zu einer dritten: Sie haben heute von einer Katze geträumt. — Alle verwunderten sich; aber er hatte mit einigen Tropfen Rosenwasser das Hauptküssen der ersten Person, mit Lindenblüthenwasser das der andern, und mit Katzenurin das Küssen der dritten besprengt, so daß der Geruch ganz schwach war, und die Personen nichts davon wußten. Da nun diese, jede auf ihrem Bette, einschlummerten, spürten sie den Geruch der Rose, der Linde und Katze; sie schliefen mit dem Gedanken an diese Gegenstände ein, und träumten davon.

Sollte es in unsern Zeiten noch der Fall seyn, daß Gott uns auf eine außerordentliche Art in Träumen unsere Schicksale zeigte, so müßten wir untriegliche Merkmaale kennen, woran wir seine Eingebungen

von den Wirkungen der Dünste, des Magens, der Unruhe des Bluts, oder der lebhaften Erinnerung an gesehene oder gehörte Dinge unterscheiden könnten. Aber solche Merkmaale finden wir nirgends. Auf jeden Fall thun wir also klüger, alle unsere Träume für natürlich zu halten, und zu glauben, daß sie nichts bedeuten.

Der Schlaf ist ein solcher Zustand, wo der Mensch seine Sinne und seinen Verstand nicht ordentlich gebrauchen kann, wo er eigentlich nur ausruhen, und frische Kräfte zur Arbeit sammeln soll, um die Absicht, warum er in der Welt ist, desto eifriger zu befördern. Wäre er nun nicht thöricht, den Traumbildern als Bewegungsgründen zu irgend etwas folgen zu wollen? Irren wir uns nicht im vollen Wachen oft genug, und machen wir nicht Fehlschlüsse, die uns nachtheilig sind? Man muß überhaupt unterscheiden, ob Traumbilder, welche zugetroffen seyn sollen, vergangene, oder ob sie zukünftige Dinge vorgestellt haben. Sind es vergangene, so ist leicht zu begreifen, daß im Schlafe Vorstellungen erneuert wurden, auf die sich die Seele im Wachen nicht mehr besann, weil in diesem Zustande ihre Aufmerksamkeit auf zu viele Gegenstände gerichtet ist. — In Ansehung der zukünftigen Dinge, welche durch Träume angedeutet worden seyn sollen, muß man bedenken, daß dies meistens solche Gegenstände des Lebens betrifft, die wir oft sehen und hören. Daß Menschen gebohren werden,

sterben, heirathen, zu Reichthum oder Ehre gelangen, in Verfall kommen u. dgl. geschieht sehr oft; warum sollte die Seele sich dessen nicht zuweilen im Schlafe erinnern? Aber wozu jene Deutungen, nach welchen z. B. Obst essen, langes Leben — Trompeten, Traurigkeit — Läuse, Reichthum — Tauben fangen, Heirathen anzeigen sollen?

Unter den bedeutungsvollen Träumen, führt man gewöhnlich auch den Traum an, welchen die Frau des Pilatus hatte. Aber Nichts ist wohl erklärbarer, als daß diese von einer Person träumte, die im Jüdischen Lande bisher so viel Aufmerksamkeit erregt hatte, und jetzt zum Tode bestimmt war. Jesus hatte durchaus nichts gethan, worüber seine Feinde ihm einen gegründeten Vorwurf hätten machen können, hingegen ungemein viel wohlthätige Handlungen verrichtet. Wenn diese Frau für das Gute empfänglicher war, als die gegen Jesum aufgebrachten Juden, so konnte sie von ihm träumen, ohne daß daraus der Schluß gemacht werden kann: Träume bedeuten etwas.

Am 21. Januar 1786 schickte ein Dragoner aus Lübben (einer Stadt in der Niederlausitz, an der Spree) ein Paar von seinen Kindern, mit einem Schlitten über die gefrorne Spree nach Holz. Da diese etwas zu lange ausblieben, gieng er selbst nach. Es wurde finster, und weder die Kinder, noch der Vater kamen zurück. Dem Hauswirthe des Dra-

goners, einem Zinngießer, Namens Anemüller, dem es an dem nämlichen Tage früh geträumt hatte, daß aus seinem Hause zwey Personen ertrinken würden, wurde bange. Er nahm also eine Laterne, und ging nebst der ältesten Tochter des zu lange ausbleibenden Mannes, einem andern Dragoner und einem Knaben, Namens Feichte, seinem Hausgenossen entgegen. Da er weit genug gegangen zu seyn glaubte, rief er ihn bey Namen. Er erhält Antwort, und will nun gerade darauf zueilen, fällt aber unversehens in ein Loch, das nicht zugefroren war. Der Dragoner, den er mit sich genommen hatte, will ihn retten, und stürzt auch in das Wasser. Nun eilt die Tochter des ersten Dragoners, die ihren Vater suchen wollte, zu Hilfe, und hat das nämliche Schicksal. Der Knabe aber wirft sich geschwind der Länge nach auf das Eis, und rettet so mit vieler Mühe noch das Mädchen; die beyden andern aber waren verloren. Unterdessen kommt der Vater mit seinen beyden Kindern an. Da dieser das Unglück seines guten Wirths und Kameraden hört, ist er ganz außer sich, und sagt: „wo mein Wirth ist, will ich auch bleiben!" und würde gewiß nachgesprungen seyn, wenn ihn nicht die Kinder mit Gewalt zurück gehalten hätten. Den andern Tag fand man die beyden Ertrunkenen, die sich noch fest umarmt hatten. Sie starben den schönsten Tod, den ein Mensch sterben kann, über dem göttlichen Geschäfte, Menschen zu retten. Ihr Grab sollte billig

ein Denkmaal zieren, so wie der Muth und die Entschlossenheit des Knaben bey Rettung des Mädchens als die edelste Handlung bekannt zu werden verdienen. Es geschieht wohl, daß einmal ein Traum wahr zu werden scheint, so wie es wohl einmal zutreffen kann, daß wirklich solches Wetter ist, als der Kalender prophezeyt. Es wäre daher eben so unweise, sich nach Träumen zu richten, als nach dem Wetter im Kalender. Hier müßte vor allen Dingen untersucht werden, wann und wie der verunglückte Zinngießer den Traum erzählt hat? Ob er nicht den Tag vorher gehört habe, daß das Eis in der Spree nicht haltbar sey? Ob nicht sein Miethmann davon gesprochen habe, daß er seine Kinder nach Holz ausschicken wolle? Auf diesem Wege würde sich die Veranlassung des Traums leicht finden lassen. Gesetzt aber auch, man fände keine, so war dieses ein Traum — wie andere Träume; und der brave Zinngießer würde seinem Hausgenossen bey dem späten Ausbleiben auch wohl entgegen gegangen seyn, wenn ihm nicht vom Wasser geträumt hätte; ja vielleicht war eben die größere Aengstlichkeit, die ihm der Traum verursachte, Schuld an der Eile, welche ihm das Leben kostete. — Man könnte eher sagen, daß manches nicht geschehen würde, wenn nicht der Traum vorher gegangen wäre, als daß der Traum etwas Zukünftiges angezeigt habe. — Obige und andere Fragen ließen sich auch wohl bey folgender Erzählung in Anwendung bringen:

Lottospieler gehen zu der Person, von der sie geträumt haben, fragen nach ihrem Alter, und setzen auf diese Nummer. Träumen sie von der Nummer eines Hauses, so gehen sie hin, sehen die Nummer desselben an, und setzen darauf. In einigen Gegenden, wo das Lottospiel im Gange ist, sind die Collecteurs zugleich Traumdeuter, und bedienen sich besonderer Bücher, in welchen alle Träume auf die neunzig Nummern eingerichtet sind. Dies geschieht durch den Alpen- oder Hexenfuß. Etwas Unsinnigeres läßt sich nicht leicht denken, da das belobte Glücksrad den Leuten nicht nur den Beutel fegt, sondern auch die Köpfe verdreht, indem sie dabey den lächerlichsten und dümmsten Aberglauben treiben.

Den Augenblick, wo wir aus dem wachenden Zustande in den schlafenden übergehen, bemerken wir nicht; denn unsere Empfindungen und Vorstellungen werden nach und nach, und ohne daß wir im Stande sind, es zu beobachten, immer schwächer, und gehen endlich in Träume über. Unstreitig richten Träume sich nach Temperament, Körperbeschaffenheit, Denkungsart und Beschäftigung. Der Melancholische (das ängstliche finstere Temperament) wird im Traume blutige Auftritte sehen, der Sanguinische (das muntre, lebhafte) auf bunten Wiesen schwärmen, der Cholerische (das zornsichtige) sich balgen, der Phlegmatische (das träge gleichgültige) einen recht

weichen Lehnstuhl finden. — Der Kranke träumt anders, als der Gesunde; letzterer träumt wenig, aber lebhaft und natürlich, und ist sich dessen bewußt, was er träumte. — Der Geizige wird von einem Kasten voll Gold und Silber, der Hochmüthige von Ordensbändern, oder (je nachdem sein Stand ist) von einem Tressenkleide, silbernen Schnallen rc. — der Soldat von Gefechten, der Bergmann von haltigen Adern träumen; der Hungrige ein Stück Brod sehen, der Schwelger an einer wohlbesetzten Tafel sitzen. — Wer sich den Tag über müde gearbeitet hat, wird nur selten träumen, desto mehr aber, und desto unordentlicher, wer nichts that. — Der Unwissende und Abergläubige wird im Traume Schrekbilder sehen, der Aufgeklärte nicht.

Was wir den Tag über dachten und redeten, sahen, hörten, empfanden, das bildet die Seele im Schlafe auf mannigfaltige Art aus, und macht dazu willkührliche Zusätze. In der Seele liegen vielerley Dinge verborgen, derer wir uns nicht einmal bewußt sind; sie geht im Schlafe von einem aufs andere, oft ohne Zusammenhang, fort, führt schon vergessene Dinge zurück, und wir träumen oft von etwas, dazu wir die Veranlassung nicht entdecken können.

Schlaf, und selbst auch Träume sind unerkannte Wohlthaten Gottes. Jener erquickt den matten Leib, und giebt ihm neue Kraft; diese stellen uns unsere

geheimen Neigungen im Bilde vor, und entdecken uns die Anlage unseres Herzens. Der Aberglaube hat sie sich zu eigen gemacht, und herrscht durch sie. Es entsteht also die ernsthafte Frage: Können Träume etwas bedeuten? — Sie bedeuten allerdings etwas; denn sie zeigen unsere wahre Denkungsart an, keinesweges aber zukünftige Dinge. Es giebt kein elenderes Geschäft, als einen Traumdeuter, der aus jedem seiner Träume, wenn er auch noch so abgeschmackt ist, etwas heraus grübeln will. Ein solcher Sclave seiner Einbildungskraft kann nicht ruhig oder fröhlich seyn, wenn diese es ihm verbietet. Ein böser, fürchterlicher Traum! wird man ihn daher beym Erwachen oft sagen hören; oder: das war einmal gut geträumt! was wird es bedeuten? Und je nachdem der Traum ist, wird er, wenn Andere um ihn her sich freuen, den Kopf hängen, oder das Gute, das ihm im Schlafe verkündigt wurde, begierig, wiewohl vergebens, erwarten. Ist der Mensch, der ohne Ursache so oft traurig: und so wenig freudig ist, nicht unweise? Wir müßten entweder außerordentliche Offenbarungen Gottes bey den Träumen annehmen, oder sagen, daß die Seele im Zustande des Schlafs geschickter sey, in die Zukunft zu sehen, wenn wir behaupten wollten, daß Träume etwas Vorbedeutendes enthalten. Mancher Mensch träumt alle Nächte. Sollten Träume etwas bedeuten, so würde er täglich neue und merkwürdige Begebenheiten erleben. Aber,

wie mancher Träumer lebt das ganze Jahr zwischen seinen vier Wänden, und ihm begegnet nichts Merkwürdigers, als daß heute etwa das Essen zu salzig ist, morgen der Magen nicht recht verdauen will.

Alles, was uns widerfährt, soll zu unserm Besten dienen, wenn wir brav und gut sind; warum brauchen wir also vorher zu wissen, was uns begegnen werde?

Im wachenden Zustande können wir unsere Vernunft weit besser gebrauchen, indem wir da von dem Vergangenen und Gegenwärtigen auf die Zukunft schließen. Wenn wir aber einschlafen, so verlieren wir deutliches Bewußtseyn, die Wirkungen der Vernunft werden gehemmt, und wir kennen unsern eigentlichen Zustand nicht mehr. Wie könnte nun in diesem Zustande die Seele das Zukünftige vorher sehen, da sie nicht einmal beym Wachen dazu vermögend ist? Nie kann ein Traum etwas betreffen, das wir nicht schon wachend empfunden und gedacht hätten; wie könnte also wohl die Zukunft durch Träume aufgedeckt werden?

Träume sind demnach keinesweges Bedeutungen zukünftiger Begebenheiten, sondern vielmehr nur Wiederholungen der vergangenen, wenn wir uns gleich derselben nicht deutlich erinnern können. Lehrt etwa die Erfahrung, daß Träume gewiß zutreffen? O dann würde die Welt ein Schauplatz der abgeschmacktesten

Begebenheiten seyn, indem fast jeder Traum den Regeln der Ordnung widerspricht. Der Abergläubige dreht und deutet den Traum so lange, bis er die Begebenheiten darinn findet, welche er für so wichtig hält, daß sie ihm im Traume verkündigt werden mußten. So wenig wir sagen können: dies hat so kommen müssen, weil wir es dachten; eben so wenig können wir auch sagen: dies ist geschehen, weil wir es geträumt haben. Wer kennt nicht die betriegerischen Bücher, die zum Traumdeuten Anweisung geben? Nach ihnen soll der Traum oft das Gegentheil von dem bedeuten, was er wirklich enthält. Wenn man im Traume z. B. eine Hochzeit aus seiner Familie sieht, so soll dies den Tod, und wenn man Jemand sterben sieht, sein langes Leben bedeuten. Freylich hat man Beyspiele, daß Träume außerordentlich zu nennen seyn würden, wenn sie in aller Absicht die Probe beständen.

M. hatte einen Bruder in B., der am hitzigen Fieber tödtlich krank lag, wovon er aber nichts wußte. Allein zu eben der Zeit, da die Krankheit seines Bruders am gefährlichsten war, träumt ihm, er gehe an den Ufern eines ihm bekannten kleinen Flusses, der wider alles Erwarten hoch angeschwollen war. Auf demselben sieht er seinen Bruder in einem Kahne voller Ritzen in der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Dieser sucht sich zu retten, und das Ufer zu erreichen. Endlich

gelingt es ihm; aber nun ist er so entkräftet, daß sein Bruder ihn kaum nach Hause führen kann. — Einige Zeit darauf meldet der Bruder in B. seine überstandene Krankheit, und man sah aus dem Schreiben, daß er an eben dem Tage in der größten Gefahr gewesen war, da sein Bruder den Traum von ihm hatte. — Was ist aber natürlicher, als daß ein Bruder, der, wie es hier der Fall war, im väterlichen Hause und unter andern Geschwistern lebt, oft an den entfernten denkt, und daß in seiner Seele Eindrücke zurück bleiben, so oft von dem Befinden jenes gesprochen wird? Traum und Erfüllung trafen, wie das so selten der Fall ist, hier einmal zusammen.

K. steht des Morgens auf, und sagt zu seiner Frau: wir werden unsere Kinder verlieren; ich hatte sie im Traume auf den Armen, und sah sie plötzlich aus meinen Augen verschwinden. Was geschah? Die Kinder leben bis auf diesen Tag. Und was folgt daraus? Daß es zufällig sey, wenn einmal ein Traum eintrifft.

Zu Wörth, einem Dorfe nahe bey Marburg, wohnte der Bauer Gimpel, welcher sich mit Streusandfahren nach genannter Stadt nährte. Am 30 November 1790 gieng er mit seinem Nachbar Peter in den nahe gelegenen Wald, um einen Baum zu fällen, der ihnen beyden zu Winterholze angewiesen war. Dieses Fällen aber gelang ihnen so übel, daß der Baum in die starken Aeste eines andern fiel, und also

nicht auf die Erde kam. Nun übereilte sie der Abend, und sie mußten, ohne weiter etwas auszurichten, nach Hause gehen. Am andern Morgen kam Simpel frühzeitig zu Petern. Dieser saß gedankenvoll am Tische, und stützte den Kopf auf seine Hand. Es ist heute schönes Wetter, fieng Simpel an, laß uns hinaus gehen, Peter, und den Baum vollends zu richten! — Peter schüttelte den Kopf und versetzte: ich nicht! Gehe wer da will; ich will mein Holz lieber im Münchhäuser Walde holen. — Simpel wunderte sich, und fragte, warum? — Jener antwortete: höre, ich habe diese Nacht einen gefährlichen Traum gehabt; ich habe die ganze Nacht in Angstschweiß gelegen; ich habe geträumt, einer von uns käme bey dem Baume ums Leben. Simpel antwortete: hast du nicht in der Bibel gelesen, daß man auf Träume nicht achten soll? — Das half aber nichts. Peter widersetzte sich dem Zureden eine ganze halbe Stunde, bis er endlich schüchtern und furchtsam mitgieng. Sie stellten sich unter den Baum, und schaueten hinauf. Endlich fing Simpel an: sieh, Peter, wenn wir dort den großen Ast abhauen, woran sich der Baum gehangen hat, und alsdann ein Seil an ihm fest machen, so können wir ihn herab ziehen. Gut, antwortete Peter; aber ich haue den Ast nicht ab. Nun so thue ich es, versetzte Simpel, und kletterte hinauf. Bald war der Ast herunter, und Simpel fing an, wieder wegzukriechen. Aber auf

ein Mal wälzte sich der Baum langsam herum, und eine Gabel (d. h. Aeste, die wie eine Gabel gewachsen sind) ergriff den armen jungen Mann hinten an dem Nacken, schleuderte ihn hoch in die Luft, und gerade wieder in eine Gabel des noch stehenden Baumes, so daß er am Kopfe 60 bis 70 Schuh hoch in der Luft hieng, jedoch so, daß der Hals nicht zugedrückt wurde, und er noch sprechen konnte. Der bedauernswürdige Mensch hieng nun da, und rief Gott und Menschen um Erbarmen an. Die ganze Wörther-Gemeinde lief hinzu, und alles klagte. Seine hochschwangere Frau stand unter ihm, streckte die Hände verzweifelnd gegen ihn hin, und erfüllte die Luft mit Wehklagen. Allein, wer konnte helfen? So hieng er eine halbe Stunde, und fing an, Verzuckungen zu bekommen. Jetzt kam ein Jüngling von 18 Jahren herbey. Dieser verwies allen ihre Furcht; wie ein Eichhörnchen kletterte er den Baum hinauf, und über einen langen gefährlichen Ast hinaus, um ihm einen Strick unter die Arme zu binden, und ihn so lange in die Höhe zu halten, bis man ihn los gemacht hätte. Allein, da er zu dem Elenden hinauf kam, sagte dieser: Adam, es ist zu spät — und verschied. Daß diese furchtbar traurige Geschichte zu allerhand Urtheilen über Träume Anlaß gegeben haben mag, ist leicht zu denken; denn Peters Traum ist bey diesem Zusammentreffen der Umstände wirklich merkwürdig. „Aber gewiß ist alles, was nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur geschieht, der

der göttlichen Regierung weit angemessener, als was durch ein Wunder, oder aus übernatürlichen Ursachen erklärt werden muß." Peters Traum war sehr natürlich, denn die Lage des Baums war höchst gefährlich; dies sahe er ein, Simpel aber nicht. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich mit der Gefahr, und so schlief er ein. Nun träumte er sehr natürlich von Gefahr und Tod. Simpel hingegen wollte zeigen, daß er über solche Meinungen hinaus sey. Das Disputiren mit Petern machte ihn noch kühner; er wagte also mehr, als er außer dem gethan haben würde, und verunglückte. Eben das hätte ja auch den Tag vorher, ohne Peters Traum, geschehen können, wenn nicht gerade die einbrechende Nacht sie an weiterm Arbeiten gehindert hätte.

Einem Manne in B., der eben eingeschlummert ist, kommt es im Traume vor, als höre er eine Stimme rufen: stehe auf, und rette dein Leben. Er springt eiligst aus dem Bette, und geht in die Stube. Gleich darauf hört er etwas sehr stark in der Kammer niederfallen, und da er mit dem Lichte hinein gehen will, sieht er zu seinem Erstaunen, daß der Balken an der Decke gebrochen ist, und das Bette zerschmettert hat, worinn er kurz zuvor lag. — Die Stimme, die dieser Mann hörte, war weiter nichts, als eine Erinnerung seiner Seele, die so lebhaft war, daß er von außen her die Worte zu hören glaubte: stehe auf, und rette dein Leben! Gewiß mußte der Balken schon

sehr schadhaft gewesen seyn, und der Mann davon gewisse Anzeigen gehabt haben. Sollte er nun nicht oft daran gedacht haben, daß der Balken einmal brechen werde? Sollte dieser Gedanke an eben dem Abende, da er sich in das Bette legte, welches unter dem schadhaften Holze stand, nicht besonders lebhaft gewesen seyn, so daß er bey der Stille der Nacht eine Stimme zu hören glaubte? Sollten nicht vielleicht laute Anzeigen vor dem wirklichen Einsturze vorher gegangen seyn, wovon sein treues Ohr ihn benachrichtigte?

Oft sind Träume so lebhaft, daß man nach dem Erwachen sich kaum überzeugen kann, daß es nur ein Traum und nichts Wirkliches gewesen sey. Durch den Speßhardt (einem Wald in Franken) reiste einst ein Mann ganz allein, und wurde von der Nacht übereilt. Nach langem Herumirren erblickte er von weitem ein Licht, das ihm durch die Zweige entgegen schimmerte. Er eilte darnach hin, und sah, als er näher gekommen war, mit Freuden ein Haus, das einsam in dem großen Walde stand. Er stieg ab, aber der Wirth versicherte, daß das ganze Haus besetzt, und kein Bette mehr leer sey. Haben Sie aber Muth genug, setzte er hinzu, nicht zu erschrecken, wenn ein Geist um ihr Bette herum streicht, die Vorhänge aufzieht, und mit Ketten rasselt, so will ich ihnen das Zimmer zeigen, das noch leer ist. Der müde Reisende sagte: gut! Der Wirth ging mit

dem Lichte voran, führte ihn eine Wendeltreppe hinauf, in die einsame gefürchte Stube. Der Reisende läßt das Licht brennen, legt sich zu Bett, und erwartet den Geist bis um Mitternacht vergebens. Endlich hört er ein entferntes Poltern und Kettengerassel, welches sich immer mehr nähert. Der Geist kommt an das Bett, und reißt die Vorhänge aus einander, entblößt seine dürre Brust, mit Blut und Wunden bedeckt, zeigt darauf hin, und ringt die Hände. Der Reisende ermannt sich endlich, und ruft: sage, wer bist du, und was willst du? Der bleiche Geist antwortet mit hohler Stimme: es sind schon drey Jahre, daß ich, von der Nacht übereilt, und von der Reise ermüdet, hier schlief, und ermordet wurde; der Mann hat das bey mir gefundene Geld vergraben; folge mir, du sollst es finden, und behalten, und die Gerechtigkeit auffordern, daß der Mörder bestraft werde, und mein Geist zur Ruhe komme. Der Fremde folgte auf unbekannten, schauerlichen Wegen. Auf ein Mal blieb der Geist stehen, und verschwand in eine Flamme. Unser Reisender steht bestürzt da, sucht durch das Gesträuch einen Ausweg, und stößt sich mit dem Auge an einen Zweig — erwacht, und findet, daß ein Strohhalm das Auge berühre, und er, o Wunder! im Bette sey. Das war also ein Traum, und weiter nichts, von reger Einbildungskraft erzeugt; das Gespenst war ausgeblieben, und die unwirthbare Stube wurde wieder von Fremden bezogen.

Oft ist der durch ein Ungefähr entstandene Traum die Ursache, daß die Begebenheit, welche er andeutete zutrifft, und er erfüllt wird.

K. träumt, es beiße ihn ein Hund in das Bein, und will, so bald er aufgestanden ist, die Thür zuschließen, um recht sicher zu seyn, gießt aber seinem immer treuen Mops Thee in das Ohr, der plötzlich aufspringt, und den Traum erfüllt. K. hätte nur vorsichtiger seyn dürfen, um den schlafenden Hund nicht zu reitzen, und der Traum wäre sicher unerfüllt geblieben. — In P. träumte Jemand, daß er von einem Löwen, der an einer Kirche in Stein ausgehauen stand, gebissen würde. Er belachte dieses, und als er am folgenden Tage vor demselben vorbey ging, legte er die Hand in dessen Rachen, und sagte: beiß zu! Allein, ob ihn gleich der Löwe nicht biß, so fühlte er doch einen durchdringenden Schmerz, und zog die Hand schnell zurück. Es hatte sich nämlich ein Scorpion in den Rachen des Löwen verkrochen, der ihn tödtlich verwundete. — Nur etwas weniger Vorwitz, und was wäre der Traum gewesen? Nichts! Sehr richtig sagt der gute Sirach; „Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen. Träume sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken. Träume betrügen viele Leute, und fehlen denen, die darauf bauen.“ Der Thör aber sagt: wenn du zum

ersten Male in einem Hause schläfst, so zähle die Balken, ehe du zu Bette gehst, und gieb Acht, was dir alsdann träumt; denn das wird wahr. Wenn du von kleinem Gelde träumst, sollst du nicht spielen; denn dadurch wirst du vor Zwietracht gewarnt.

*) In einer Stadt in Westpreußen lebte eine alte fromme Frau, die den öffentlichen Gottesdienst nie versäumte. Da auch im Winter die Frühmessen in ihrem Städtchen um sieben Uhr des Morgens ihren Anfang nahmen, mußte sie oft in der Dunkelheit mit einer Laterne nach der Kirche gehen. Eines Morgens im Winter wachte sie auf, hörte das gewöhnliche Meßglöckchen läuten, zog sich an, und gieng, mit ihrem Laternchen versehen, ihren gewöhnlichen Gang zur St. Marienkirche. Sie sah die Kirche wie gewöhnlich erleuchtet, fand aber, als sie hinein trat, noch alle Bänke und Stühle leer; auch kam ihr das Licht in der Kirche wie eine Dämmerung vor, und sie konnte gar nicht gewahr werden, woher es eigentlich käme; denn auf den Arm- und Kronleuchtern umher waren die Lichter nicht angezündet. Sie sah nach der Tafel, auf welcher sonst die Nummern der Lieder angeschrieben waren, fand aber auf derselben mancherley Züge, die ihr ganz unbekannt waren,

*) Ist aus den Niederrheinschen Unterhaltungen von 1791, Heft 1 entlehnt, und so erdichtet es auch scheinen könnte, nach allen seinen Theilen wahr.

und die mit glänzendem Firnisse geschrieben zu seyn schienen. Plötzlich hörte sie in den Kreuzgängen umher ein dumpfes Geräusch; sie sah auf, und erblickte durch die große Halle, die in den hintersten Kreuzgang und zu einem verschlossenen Kirchhofe führte, eine Menge weißer Gestalten. Sie wollte eben aufspringen, um davon zu laufen, als sie sich schnell von allen diesen Gestalten umgeben sah. Es waren Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, von allerley Alter, alle mit eingefallenen Gesichtern, einige blos in weiße Tücher gehüllt, andere in schönen mit Gold und Silber besetzten Kleidern, sehr viele in einer Tracht, die vor fünfzig und hundert Jahren Mode gewesen seyn mochte. Alle diese Menschenfiguren setzten sich auf die ledigen Bänke und Stühle in der Kirche, zogen Gesangbücher aus der Tasche, sahen nach den Liedertafeln, und schienen das dort angezeigte Lied in ihren Büchern aufzuschlagen. Auch auf die Bank unserer frommen Frau hatten sich einige gesetzt, und diese waren gewisse schon verstorbene Personen, die vor Zeiten ihren Kirchensitz hier gehabt hatten. Diese befand sich indessen in der größten Todesangst, versuchte noch ein Mal fort zu gehen, wurde aber von den Gestalten umher bedroht, da zu bleiben. Auf ein Mal fingen alle Lippen der Versammelten an, sich zu bewegen; aber die Töne, die sie hervor brachten, waren nicht so wohl ein Gesang, als ein dumpfes Rauschen, oft mit einem schwachen Heulen, oft mit

einem Röcheln untermischt; das dem Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich war. Endlich trat eine Gestalt, die sehr viele Aehnlichkeit mit einem der verstorbenen Prediger dieser Kirche hatte, auf die Kanzel. Alles ward still; die Gestalt auf der Kanzel bewegte die Augen, die Lippen, die Arme; aber sie gab keinen Ton von sich. Nach etwan einer halben Viertelstunde verschwand diese, und die andern Gestalten schwanden plötzlich in die Gewölbe des Kreuzganges zurück. Jetzt erst konnte das geängstete Mütterchen zur Kirche hinaus kommen. Sie erwachte wie aus einem Schlafe, betete und schlief entkräftet wieder ein, die Glocke schlug zwey. Am hellen Tage erwachte sie erst wieder, erkannte das ganze Schreckliche ihrer Begebenheit in der vorigen Nacht, sagte aber keinem Menschen etwas. In der folgenden und dritten Nacht begegnete ihr so alles wieder; aber ihre Entkräftung war so groß, daß man den Beichtvater und Arzt herbey rief, welchen sie den Vorfall entdeckte. Der Arzt verordnete vor der Hand lindernde Mittel; beyde kamen überein, in der folgenden Nacht bey der Kranken zu wachen. Sie schlief bis an den Morgen. Doch hatten der Prediger und Arzt um Mitternacht bemerkt, daß sie in Schweiß gerieth, und sich unruhig im Bette bewegte. Kaum aber schlug sie die Augen auf, so fing sie an zu zittern und laut zu weinen, und war sehr unwillig auf die Anwesenden, daß sie ihrem Versprechen zuwider, sie doch in die Kirche gelassen hätten. Es

waren also Träume gewesen, die von einem äußerst dicken Blute, und von sehr schwachen Nerven herkamen. Die Frau wurde durch Aderlaß, Blutreinigung und stärkende Arzeneyen noch auf ein halbes Jahr erhalten, nach welcher Zeit sie aber in einer Nacht, vermuthlich an einem ähnlichen Traume, plötzlich starb.

VIII. Warnung vor allerhand Teufelskünsten, als: wie man bannen, hieb- und schußfrey seyn, sich verwandeln und unsichtbar machen, an mehr als einem Orte zugegen seyn, verblenden und das Fieber vertreiben könne.

Das Bannen ist die ungereimte Kunst, nach welcher man, durch Zeichen in der Luft und durch Aussprechung gewisser Worte, einen Menschen dergestalt fest machen will, daß er nicht von einem Orte wegkommen könne, sondern unbeweglich da bleiben müsse. Auf solche Weise will man Diebe fest machen, daß sie nicht von der Stelle gehen; Vögel, daß sie nicht wegfliegen; wilde Thiere, daß sie nicht davon laufen können u. s. f. Aber, wenn das geschehen soll, so muß dazu nothwendig eine äußere Kraft wirken; es müssen Hände oder etwas anderes da seyn, wodurch ein Mensch oder Thier wider seinen Willen

zum Feststehen gezwungen wird. Wie lächerlich würde es seyn, zu glauben, daß man durch bloße Zeichen und Hermurmelung gewisser Worte die Glieder eines Diebes, Vogels oder Wildes lähmen, und eben nur dadurch die Lähmung wieder aufheben könne, wenn das erreicht ist, was man wünschte! Was einige Jäger vom Bannen sagen, ist Großsprecherey, wodurch sie sich ein gewisses Ansehen geben, und bey andern fürchterlich machen wollen. Wenn sie es aber selbst glauben, so verdienen sie verlacht zu werden, indem sie die Probe nicht bestehen, die man mit ihnen darüber anstellt. Von einem gewissen Schäfer sagte man, daß er bannen könne. Einst fragte ihn Jemand, ob es wahr sey? Gehe der Herr hin, sagte er, und nehme mir ein Schaf, dann soll er sehen, daß ich bannen kann. Eben diese Bewandniß hat es mit der

Kunst, sich gegen Hieb und Schuß fest zu machen,

so daß Kugeln und Säbelhiebe ohne Wirkung abprallen. Diese Sage ist unfehlbar daher entstanden, daß mancher General, wenn er seine Soldaten gegen den Feind führte, rathsam fand, ihnen Muth zu machen, indem er ihnen Zettel gab, welche mit wunderlichen Zeichen und nicht bedeutenden Worten bezeichnet waren, und wodurch sie gegen alle Gefahr gesichert seyn sollten; oder indem er vorgab, er könne mit seinem Commandostabe alle Kugeln abweisen. Er selbst hatte vielleicht unter dem Rocke ein Panzerhemd, welches,

wie man weiß, aus ganz starkem Eisendrahte ketten-artig geflochten ist, und bewies, indem er etwa aus einem schwachgeladenen Gewehre eine Kugel auf sich schießen ließ, daß seine Kunst die Probe aushalte. Wenn ein Gewehr vor aller Augen geladen, dann unbemerkt mit einem andern verwechselt, oder die Kugel wieder heraus gezogen wird, so kann man wohl auf sich feuern lassen. Gewöhnlich holt man dann ungesehen eine Kugel aus der Tasche, und zeigt sie vor, damit es scheine, als habe man sie aufgefangen. Durch diese und ähnliche Kunstgriffe will man Andern begreiflich machen, daß den, der sich fest zu machen verstände, keine Kugel treffen noch verwunden könne; und daß derjenige, welcher nach ihm hinschieße, sich selbst tödte. Es giebt Leute, welche meinen, daß, wenn Gemsen, Hirsche oder andere Thiere von gewissen Kräutern gefressen hätten, sie auf einige Tage fest wären, und durch keinen Schuß verletzt werden könnten. Noch Andere stehen in dem Wahne, daß derjenige schußfrey sey, der eine Kugel bey sich trage, mit welcher eine Gemse getödtet worden ist. Also müßte durch den Genuß eines Krautes, oder durch das bey sich Tragen einer Kugel der menschliche Körper so hart wie Eisen werden, wobey er doch unmöglich leben könnte, weil er aus so vielen flüssigen und fleischigen Theilen besteht, und deswegen der Umlauf des Bluts in demselben zum Leben nothwendig ist. Man würde auch die in demselben durch jene Kräuter oder

Kugeln bewirkte Veränderung bemerken müssen, welches doch Keiner sagen kann, wenn er auch zehn in Gemsen gefundene Kugeln bey sich trüge.

Man verfertigt ferner Kugeln von dünnem Glase, und füllt sie mit Quecksilber an. Sie haben das Ansehen und die Schwere einer Bleykugel. Wird eine solche Kugel in die Flinte geladen, so wird sie mit dem Ladestocke zerstoßen, und kann daher keine Wirkung thun. Einige Taschenspieler brauchen zu dem Ende eine Pistole, in welche sie noch einen Lauf von dünnem Metalle stecken können. Den eigentlichen Lauf laden sie vorher mit Pulver, stecken dann den dünnen Lauf hinein, lassen nun das Gewehr von einem der Zuschauer mit Kugel und Pulver scharf laden, machen allerhand Gaukeleyen, ziehen dabey unvermerkt den dünnen Lauf nebst dem Schusse wieder heraus, und lassen endlich von einem andern auf sich feuern. Wer nun das alles nicht weiß, der staunt den Taschenspieler an, und wird in der Meinung bestärkt, daß man sich doch fest machen könne.

Man mißbraucht so gar Psalmen und Gebete, um sich fest zu machen; und man sieht daraus, wie sehr die Menschen nach ungewöhnlichen Dingen streben. Von einem Officier erzählt man, er habe sich eine geweihte Hostie in den Arm heilen lassen, (so weit geht die Thorheit der Menschen!) um dadurch gegen Schuß und Hieb sicher zu seyn; die Wunde sey aber

wieder aufgebrochen, habe nicht wieder können geheilt werden, und er sey endlich unter unsäglichen Schmerzen gestorben.

Ein Husar, der vermuthlich schon mehrern Schlachten und Scharmützeln beygewohnt hatte, und nicht verwundet worden war, weil er sich für unverletzlich hielt, und daher desto tapferer um sich herum gefochten haben mochte, behauptete auch gegen einen Schmid, daß sein Körper unverletzlich sey, und forderte diesen keklich auf, die Probe zu machen, wobey er den Finger auf den Amboß legte. Der Schmid, nachdem er zu wiederholten Malen versichert hatte, daß er zuhauen würde, that den Hieb, indem der Husar immer noch den Finger hinhielt, und ihn aufforderte, es zu thun. Der Finger flog mit einem Schlage weg, und mit ihm der Glaube des Husaren an die Kunst, den Körper fest zu machen.

Nicht weniger abgeschmackt ist der Wahn, daß man

Gewehre besperren könne,

daß sie nicht losgehen. Wenn einer, der im Walde oder auf dem Felde sich befindet, einen Schuß hört, und dann, unter Aussprechung gewisser Worte, einen Strauch in einen Knoten bindet, so soll der Schütze seine Flinte nicht eher wieder abschießen können, als bis entweder der Knoten von selbst aufgegangen, oder von einem Menschen gelöset worden sey. Wenn aber das Schießpulver auf der Pfanne gut und trocken,

und überhaupt das Gewehr in gutem Stande ist, so wird es gewiß los gehen, wenn auch tausend Knoten geschürzt würden, und tausend Banner es besprochen hätten. — Ehedem glaubten viele, daß es Menschen gebe, die sich nach Gefallen

verwandeln

oder eine andere Gestalt annehmen, und dann wieder in der menschlichen erscheinen könnten. Die Verwandlung der Menschen in Thiere findet freylich noch jetzt Statt, aber nur in dem Sinne, daß sie Thieren ähnlich werden, indem sie ihre Neigungen annehmen. So werden sie durch Zorn in Löwen, durch Gefräßigkeit in Wölfe, durch neidische Kargheit in Hunde, durch Wildheit in Stiere ꝛc. gleichsam verwandelt.

In der Frankfurter Zeitung No. 173 d. 29. October 1791 wird gemeldet, daß, als zu Debraczin, einer Stadt in Ungarn von beynahe 30,000 Seelen, meistens Calvinisten oder Reformirten, Feuer ausgekommen war, alle Einwohner deswegen die deutschen Kürassierschwadronen von Anspach beschuldigten, die daselbst in Besatzung lagen; aus keiner andern Ursache, als der eines allgemeinen Hasses, den die ächten Ungarn stets gegen diejenigen hegen, die keine Ungarische Hosen tragen. Vergeblich bot der Regimentsoberste den Einwohnern alle Genugthuung an, wenn sie einen einzigen seiner Soldaten überweisen könnten, daß er Feuer angelegt

habe. Drey Kürassier fand man indeß meuchelmörderisch umgebracht, und der Oberste sah sich genöthigt, mit seinen Schwadronen nach Groß wardein abzuziehen. Bald nach dem Abmarsche brach wieder Feuer aus, und man konnte also klar sehen, daß die Kürassier nicht Schuld daran waren. Allein die Reformirten Einwohner, die, so ungewöhnlich das auch sonst bey Reformirten ist, zu Debraczin mit der äußersten Religionsduldsamkeit den gröbsten Aberglauben vereinigten, behaupteten nun, daß die Deutschen in Katzen und Hunde sich verwandeln könnten, und hieben und lähmten in der ersten tollen Wuth eine große Menge dieser unschuldigen Hausthiere, in der festen Ueberzeugung, daß sie hernach eben so viel Kürassiers ohne Beine und Ohren entdecken würden.

Vor alten Zeiten glaubten viele auch, daß ein Mensch

sich unsichtbar machen

könne. Sollte wohl noch jetzt Jemand in diesem Wahne stehen? Der Körper des Menschen, der aus vielen und mannichfaltigen Theilen besteht, müßte dabey in so kleine Theile gebracht werden, daß man sie nicht sehen könnte; hernach müßten diese Theile wieder zusammen gesetzt, und dem Auge dargestellt werden, oder unsere Augen müßten so geblendet seyn, daß wir die vorhandene Menschengestalt nicht sehen könnten. Allein hierzu würde eine unendliche Kraft erfordert,

die kein erschaffenes Wesen hat. Kein Engel, kein Mensch ist im Stande, so etwas zu thun. Hätte man die geringste Kenntniß von der Beschaffenheit des menschlichen Leibes gehabt, so würde man eine so unsinnige Meinung, als die vom Unsichtbarmachen ist, nicht angenommen, oder am wenigsten in Gerichten, wie es ehedem der Fall gewesen ist, darüber Fragen aufgeworfen haben.

Im Jahr 1788 ereignete sich in Gallizien, vier Meilen von Lemberg, mit einigen Pfälzischen Colonisten, die ihrer Liederlichkeit wegen den gehofften Vortheil bey der Landescultur nicht sahen, folgende Begebenheit. Verschiedene Männer hatten sich im Sommer des benannten Jahres beredet, mit Weib und Kindern wieder heimlich fort, und zurück in ihr Land zu gehen. Nur die Ausführung hatte Schwierigkeiten, die sie gern ohne viele Mühe auf die Seite schaffen wollten, und dazu schien ihnen nichts bequemer, als — Unsichtbarkeit. Diese wollten sie von einem lahmen Russischen Bauer erkaufen, der in der Mitte des Mostyer Waldes wohnte. Lorenz Gabels Sohn, Peter, einer von den Colonisten war Dollmetscher, und erklärte, daß der Russische Bauer, nach empfangenem Geschenke, versprochen habe, sie mit Weib und Kind, Wagen und Pferden, drey Tage unsichtbar zu machen, und in dieser Zeit in ihr Land zu bringen. Er gab ihnen zu dem Ende

ein Fäßchen voll röthlichen Wassers, womit sie sich nackend, unter gewissen Ceremonien, waschen, und dann unsichtbar werden sollten. Sie verlangten auch Geld, und bekamen Kräuter und Samen, der sich jenseit der Grenze in Geld verwandeln sollte. Die Probe mit dem Wasser schlug jedoch fehl. Der Zauberer glaubte, sie müßten etwas versehen haben, und gab ihnen für ihr bares Geld aufs neue — Wasser. Sie machten es aber wieder nicht recht, blieben sichtbar, und hatten weniger Geld, als vorher. Kurz darauf sprachen einige auf dem Markte zu Zolkiew von ihrem Vorhaben, und einer rief aus: alles könnte gehen, wenn nur das verfluchte Geld nicht mangelte! Da trat ein Jude zu ihnen, der sie belauscht hatte, und bot seine Dienste an. Er brachte ein altes Weib, die Jendrzowa, welche die Männer zu sich nach Skwarzawa bestellte, um ihnen dort durch übernatürliche Dinge Geld zu verschaffen. Hierzu war eine gewisse Quantität Zucker, ungesalzene Butter, Branndwein, Tabak und Leinwand nöthig, die sie mitbringen mußten. In der Folge, da die Erwartung der Leute recht gespannt war, mußten sie auch Geld bringen, und so kamen sie um ihr Getreide, und Ackergeräthe. Der kleine Peter Gabel war in Skwarzawa Dollmetscher; in Zolkiew war es der Jude, der nun nicht mehr zum Vorscheine kam. Das Weib schritt nach Empfang des Verlangten bald zum Werke, und führte die Männer in den

Wald, wo sie ohne weitere Umstände den Geist Mikita erscheinen ließ, der als Mensch König gewesen, und weil er seinen Vater ermordet hatte, in diesen Wald gebannt war. Lorenz Gabel beschreibt seine Gestalt folgender Maßen: „Er ist von Natur wie ein Baum groß, und dick wie ein Faß, hat eine große Gosche und lange hervorragende Zähne; seine Augen sind so groß und rund wie Topfstürzen; er geht in Deutscher Kleidung, worüber er einen violetblauen Mantel trägt, und hat einen runden Hut auf dem Kopfe." König Mikita fragte mit Ungestüm, was sie haben wollten? Antwort: Geld! — Wie viel? Antwort: Jeder eine Million Ducaten! — Diese sollt ihr haben; wollt ihr sonst noch etwas? — Wir möchten auch gern unsichtbar, und mit dem Gelde in 24 Stunden in der Pfalz seyn! — Auch das soll geschehen; aber was gebt ihr mir dafür? — Nun mußte Peter fragen, was er verlange? Kaum hatte aber der Geist darauf geantwortet, so fing Peter, zu nicht geringem Schrecken der Andern ein Zetergeschrey an, fiel seinem Vater zu Fuße, und bat um Gottes willen, er möchte ihn nicht dem Satan geben. — Hieraus ergab sich denn, daß der Geist kein geringeres Opfer, als den kleinen Peter verlangt hatte. Gabel tröstete seinen Sohn, indem er sagte, daß er ihn nicht um die halbe Welt zum Teufel geben würde; und so zerschlug sich für dies Mal die Unterhandlung. Das Weib

machte indessen Hoffnung, daß der Geist vielleicht sich mit einem andern Kinde begnügen würde, wenn sie ihn zum zweiten Male rufen ließen; sie möchten nur Tabak, Branntwein u. dgl. mitbringen. Zu einem zweyten Besuche bey dem Geiste wollte sie Peter erst nicht verstehen, und mußte mit Hunger dazu gezwungen werden. Die Männer hatten nach reifer Ueberlegung beschlossen, dem König Mikita zwey Waisen zu geben, die einer der Colonisten, Namens Magsamen, bey sich in der Kost hatte. Allein der Geist wollte bey der zweyten Erscheinung schlechterdings nichts Fremdes, sondern ein Kind von dem eigenen Geblüte dieser Männer; und daher wurde wieder nichts ausgemacht. Nun entschloß sich Magsamen, das Kind herzugeben, womit seine Frau eben damals schwanger war; aber auch das nahm Mikita als eine ungeborne Frucht nicht an. So wollte endlich ein anderer, Namens Resch, seinen zwölfjährigen Sohn Adam mit der Bedingung liefern, das ihm die Andern deswegen nie einen Vorwurf machen sollten. Diese Verabredung wurde geschlossen; aber nun hatte sich der Geist anders besonnen, und erklärte nach einigen fruchtlosen Erscheinungen, daß er ihnen wegen anderer Geschäfte nicht länger Gehör geben könne. Er könne nun kein Kind mehr brauchen, und müsse einen Mann aus ihrer Mitte haben. Darüber zerschlug sich aus triftigen Gründen das ganze Geschäft, und die Colonisten er-

wählten einen ganz natürlichen Weg, zu entschlüpfen, auf dem sie aber erwischt, zurück gebracht, und dann zur Untersuchung gezogen wurden.

Auch das ist ein irriger Wahn, daß ein Mensch an mehr als einem Orte zugegen seyn

könne, oder, bey lebendigen Leibe spuke. Dies streitet mit den Kräften der Natur, und kann daher nicht geschehen. Die Geschichten, welche man davon erzählt, sind entweder erdichtet, oder sie haben der Einbildungskraft ihr Entstehen zu danken; oder es träumte Jemanden so lebhaft, daß er den Traum für etwas Wirkliches hielt. Der Mensch ist fast zu nichts so sehr geneigt, als wunderbare Dinge zu glauben, und selbst zu erzählen. Der Ort, wo man Jemanden gesehen zu haben vorgiebt, ist von dem Orte seines gewöhnlichen Aufenthalts oft sehr weit entfernt. Was soll nun dort von ihm erscheinen? Etwa sein Körper? Der kann sich aber auf solche Weise nicht von einem Orte zum andern bewegen; und man vermißt ihn ja zu der Zeit, da er dort erschienen seyn soll, an dem Orte nicht, wo er wirklich ist. Oder war es ein subtiler Körper, der sich in dem gewöhnlichen befindet? Welchen Beweis hat man denn, daß der Mensch einen solchen feinen Körper in sich habe? Oder war es die Seele, die dadurch sichtbar wurde, daß sie eine Art von Körper annahm? Aber woher könnte sie diesen Körper haben, und von was für Be-

schaffenheit sollte er seyn? Wie könnte auch der Leib des Menschen unterdessen fortleben; und woher weiß man, daß die Seele das Vermögen dazu habe? Oder verursacht vielleicht Gott dergleichen Erscheinungen durch unmittelbare Wirkung, durch ein Wunder? Das ist wider alle Wahrscheinlichkeit; Gott thut nichts ohne weise Absichten, die Geschichten der Erscheinung tragen sich aber oft bey sehr geringen Umständen zu. Oder sollten vielleicht Engel oder höhere Geister dergleichen Erscheinungen hervor bringen? Es ist nicht zu glauben, daß weise und gute Geister, ohne die erheblichsten Ursachen, ihre Kräfte zur Hervorbringung solcher Erscheinungen anwenden. Und wenn dies geschähe, so würde es doch die Person nicht selbst seyn, welche erschiene.

Ein Prediger zu W. im H., welcher eine sehr aufrichtige und gutdenkende Frau hatte, wurde melancholisch, und zwar so sehr, das er oft Gelegenheit suchte, sich selbst das Leben zu nehmen. Selten nur verrichtete er noch seine Amtsgeschäfte. Seine Frau hatte unter diesen Umständen sehr gelitten, und da die Sache Niemanden bekannt werden sollte, so war sie die einzige, welche Tag und Nacht auf ihn Achtung gab. Sie hatte die feste Meinung gefaßt, daß ihr Mann sterben würde, und stützte sich dabey auf den Grund: „sie hätte seinen Geist gesehen.“ Dies hatte sich auf folgende Art zugetragen. Gleich an

der Wohnstube war das Studirstübchen des Predigers, wo er sich gewöhnlich anzukleiden pflegte, und hieran grenzte! eine kleine Wendeltreppe, die in den obern Theil des Hauses führte. Durch vieles Bitten hatte die Frau ihren Mann vermocht, den Gottesdienst ein- mal zu halten, und hatte unterdessen einige häusliche Beschäftigungen vorgenommen. Hierbey fällt es ihr ein, daß jenes Studirstübchen noch nicht aufgeräumt sey. Sie geht eiligst hin, dieses zu thun; zu ihrer Verwunderung aber steht der Mann vor dem Schran- ke, und kleidet sich aus. Sie betrachtet ihn einige Augenblicke, und kehrt nun, ohne von ihm entdeckt zu werden, zurück. Indessen scheint es ihr doch un- wahrscheinlich, daß der Gottesdienst schon geendigt seyn sollte. Sie erkundigt sich darnach, und erfährt zu ihrer großen Bestürzung, daß ihr Mann, den sie so eben deutlich gesehen hat, noch mit dem Vortrage seiner Predigt beschäftigt sey. — Diese für die Frau beunruhigende Erscheinung war übrigens nichts weni- gers als eine Anzeige von dem Tode ihres Mannes; denn dieser wurde einige Zeit nachher völlig wieder hergestellt, und überlebte noch seine gute Frau. Wenn man nun bedenkt, daß diese immer mit traurigen Gedanken von ihrem Manne erfüllt war, und ihn eben iezt möglich zu Hause dachte, so wird man die Erscheinung nicht für ein Wunder halten.

Eben so ungegründet ist das, so genannte

Verblenden.

Wenn man den Gaukeleyen eines Taschenspielers zusieht, der durch Geschwindigkeit etwas thut, das ausserordentlich scheint, so ist man geneigt, zu glauben, er habe die Augen der Anwesenden verblendet; das soll heißen, er habe gemacht, daß man etwas sehe, das wirklich nicht da war. Aber wie wäre das möglich? Unser Auge kann nicht so verändert werden, daß es etwas sehen sollte, das nicht da ist, oder daß es die Dinge anders sehe, als sie wirklich sind oder geschehen. Wer ein vierblätteriges Kleeblatt bey sich trägt, denkt man, der könne nicht verblendet werden, sondern sehe alles mit natürlichen Augen, und könne dem Künstler einen Possen spielen, daß ihm nichts von Statten gehe.

Wie gewisse fieberhafte Patienten sich verhalten, lerne man hier, und ahme es nicht nach

Man kann so fest glauben, es werde etwas geschehen, daß man sich das Gegentheil als unmöglich denkt, und es geschieht doch nicht. Man kann eine Handlung unternehmen, von der man ganz sicher gewisse Wirkungen erwartet, und diese bleiben doch aus. Das ist besonders bey dem Heilen der Krankheiten der Fall. Man traut da gewissen Worten oder Alefanzereyen etwas zu, das sie unmöglich bewirken können. Zwischen Worten, die man entweder ausspricht, oder auf einen Zettel geschrieben an sich hängt, ist nicht die mindeste Verbindung. Bey keiner Krankheit hat

man wohl mehr abergläubige Mittel, als beym Fieber. Das Wort Abracatabra, wenn es, auf Pergament geschrieben und in Leinwand gewickelt, dem Fieberhaften um den Hals gehängt wird, soll die Kraft haben, das Fieber zu vertreiben. Gleichwohl ist dieses Wort ein bloßer Schall, der gar nichts bedeutet; in keiner Sprache findet man dieses Wort. Wenn Jemand davon das Fieber verloren hat, so rührte das nicht von der geheimen Kraft desselben, sondern von der Einbildungskraft her; denn wenn diese, wie man davon Fälle hat, ein verstopfendes Arzeneymittel zum laxirenden machen kann, warum sollte sie auch nicht das Fieber vertreiben können? Vielleicht war die Krankheit gerade zu Ende, da man dieses nichts wirkende Mittel brauchte, oder die vorhergenommenen Arzeneyen äußerten iezt gerade ihre Wirkung, oder die Natur half sich selbst. — Man hat auch einen besondern Fiebersegen, in welchem der Name Gottes so wie die Kreuzesfigur sehr gemißbraucht werden; und Mancher glaubt dadurch das Fieber los geworden zu seyn, wenn es auch gleich Wirkung der Natur oder der Arzeney war. Es giebt Leute die aus dem Fieberverschreiben ein Erwerbsmittel machen, und sich dadurch berühmt gemacht haben, so daß man ihnen von allen Seiten zuströmt. Sie lassen sich für jedes Zettelchen bezahlen, und es hilft oft — oft aber nicht, wenn kein Glaube dabey ist. Man hat solchen Personen, die sich

dieses Mittels zur Vertreibung des Fiebers nicht bedienen wollten, dergleichen Zettel unbemerkt umgehängt; und der Verschreiber legte an ihnen keine Ehre ein; desto mehr aber bey denen, die darnach sehnlich verlangten. Jenen blieb, diesen verging das Fieber — warum? bey diesen wirkte die Einbildungskraft, bey jenen nicht. — Wenn der Fieberzettel 9 Tage getragen worden ist, (denn am 9ten Tage soll die Krankheit am heftigsten seyn) so muß er abgenommen, und stillschweigend rückwärts in fließendes Wasser geworfen werden, entweder damit nicht Jemand das Ungereimte darin lese, und so den Glauben daran verliere; oder damit nicht etwa Jemand die Kunst ablerne, oder, wie das schon oft der Fall war, finde, daß auf dem Zettel nichts geschrieben sey. Die Fieberverschreiber mögen selbst über die Thorheit deren lachen, die sich ihrer Hilfe bedienen, um eine Krankheit los zu werden, zu deren Wegbringung sie nichts thun können. Wenn das Verschreiben nichts hilft, so entschuldigen sie sich gewöhnlich damit, daß es nicht recht gebraucht worden seyn müsse; oder sie sind unverschämt genug, zu sagen: wenn das nicht hilft, so hilft nichts! Außer dem glaubt man, das Fieberverschreiben dürfte der Mann nur von einer Frau, und die Frau nur von einem Manne lernen; sonst helfe es nicht. Wer mag die Thorheiten alle nennen, die hierbey, so wie bey andern Dingen dieser Art, obwalten. Man lese Folgendes, und erstaune

über die Ausschweifungen des menschlichen Verstandes. — Wer das Fieber hat, der soll einen Esel ins Ohr schreyen, es hätte ihn ein Scorpion gestochen, so werde er es los. Wie diese Eselscur ablaufen werde, kann jeder leicht ermessen! Für das Fieber drey Bissen gestohlenes Brod genommen, in zwey Nußschalen gespien, in ein Brieschen geschrieben, und gesagt: „Kuh, willst du zu Stalle, Fieber, so geh du zu Walle! ich zähl dir das zur Buß auf, im Namen" ꝛc. Oder: Alte, liebe Alte, schüttelt dich das Kalte; so komm Hans-Nickel und brenne dich, so schüttelt dich das Kalte nicht. Oder an eine gegen Morgen gelegene Thür drey oder sieben Mal geschrieben: „Fieber bleib aus, ich bin nicht zu Haus." Wer das Fieber hat, soll nicht über einen Kreuzweg gehen, soll den ersten Maykäfer fangen, welchen er sieht, das erste Veilchen essen, welches ihm zu Gesichte kommt u. s. f.

Das Fieber wird mehr als jede andere Krankheit gefürchtet; denn man glaubt, es könne durch alles beygebracht werden. Und doch ist es eine wohlthätige Krankheit die alles Uebel aus dem Körper wegschafft, und wenn sie überstanden ist, desto gesundere Tage giebt. „Nimm eine Hand voll Salz, geh damit stillschweigend an das Wasser, streue es demselben nach und sprich: „Ich streue diesen Samen in Gottes Namen; und wenn dieser Same wird aufgehen, werde ich mein Fieber wieder sehen." — Mache dann drey Kreuze,

und geh wie du gekommen bist, stillschweigend nach Hause."

Dies Mittelchen gewiß besteht,
Wenn dein Fieber von selbst vergeht.

Ja, so weit geht die abergläubige Furcht, daß man wohl eine Sache von Werth liegen läßt, weil man glaubt, das Fieber könne daran gebannt seyn.

Man muß, besonders in solchen Zimmern, wo viele bey einander wohnen, folglich die Luft viel unreiner und ungesunder ist, nicht weniger auch in Schlafzimmern, mit Wachholderbeeren räuchern, bey nebeliger und ungesunder Luft sie käuen, und von denselben ein gegohrnes Getränk trinken, den schwachen Magen zu stärken, Verstopfungen der Säfte vorzubauen, und die Ausdünstungen zu befördern; welches die gewöhnlichen Ursachen des Fiebers sind, die die Hartnäckigkeit desselben unterhalten, dann wird man vor demselben sicherer, und ohne Furcht seyn können, damit behext zu werden.

IX. Wie groß die Betriegereyen der Schatzgräber sind, wird durch glaubwürdige Erzählungen bestätigt.

Man sieht an der Erde bisweilen ein Feuer, das einen Platz von einigen Schuhen einnimmt, und nennt es Geldbrennen.

Um den Schatz zu bekommen, der dadurch angezeigt werden soll, wirft man irgend etwas, vorzüglich den rechten Schuh in das Feuer, um damit den Geistern die Macht zu nehmen, das Geld unter der Erde fortzurücken. Oft sah man seinen Schuh oder sein Tuch in Asche verwandelt, wenn man z. B. einen brennenden Rübsaathaufen für Geldbrennen hielt. Das, was man Geldbrennen nennt, ist aber weiter nichts, als eine brennende oder leuchtende Sumpfluft, die sich an solchen Orten häufig befindet, und sich von der Erde noch nicht in die Höhe gezogen hat. Denn es ist ganz wider die Natur des Geldes und des Metalls überhaupt, daß es brennen, oder einen feuerähnlichen Schein geben sollte; es müßte denn ein Wunder geschehen, welches man aber am wenigsten hier vermuthen darf. Kein Kleidungsstück, das man auf bloßem Leibe getragen hat, soll auf brennendes Geld gedeckt werden, sonst sey man in Todesgefahr — freylich, wenn man, wie es hier leicht der Fall seyn kann, heftig erschrickt oder sich erkältet. Alle sieben Jahr soll der Schatz sich wieder sehen lassen. Durch diese Meinung ist bey vielen die Begierde entstanden, Schätze aus der Erde zu graben; sie sind Betriegern in die Hände gerathen, die außer dem, daß sie ihre Hoffnung täuschten, ihnen auch noch das abnahmen, was sie noch hatten, und sie der öffentlichen Schande und dem Gelächter blos stellten. Man findet auch hier die Wahrheit bestä-

tigt, daß der Mensch auf ein Mal kein Bösewicht werde: er schreitet von dem Kleinern zum Größern, oft für ihn selbst unmerklich, fort. Hat der Aberglaube nur erst etwas über ihn gewonnen, so sieht man ihn bald als Verbrecher.

Schatzgräbereyen,

denen der Hang des gemeinen Mannes zur Begierde, ohne Mühe reich zu werden, noch immer einen so großen und leichten Spielraum giebt, sind für das Volk desto gefährlicher, weil der anfangs Betrogene gewöhnlich bald darauf als Betrieger erscheint, und sich dadurch wieder schadlos zu machen sucht. Die Sucht zu leichtem Gewinne beherrscht ihn; er kennt das gaukelhafte Verfahren, und weiß es aus eigner Erfahrung nur zu gut, wie leicht Menschen zu hintergehen sind. Von dieser Erfahrung giebt auch folgende Schatzgräbergeschichte einen traurigen Beweis.

Einer von den Hauptmitgliedern einer Schatzgräberbande, ein Schuster, aus Stralsund gebürtig, damals 35 Jahr alt, zeigte schon zu der Zeit, da er sich von seinem Handwerke noch redlich nährte, einen großen Hang zu abergläubigen Dingen; so wie er denn auch dabey den Tod seiner Ehefrau und eines Gesellen, wie wohl ohne Absicht, verschuldete. Er hatte nämlich einen Hund, den er sehr liebte. Dieses Thier starb plötzlich, und der Schuster hegte den

Verdacht, sein Nachbar habe ihn mit Gift getödtet. Um sich davon zu überzeugen, und den vermeinten Thäter recht empfindlich zu bestrafen, bediente er sich folgenden Mittels. Er nahm das Herz des todten Hundes, bespickte es mit Stecknadeln, und that es in einen neuen Topf mit Wasser, setzte solchen um Mitternacht auf ein Kohlenbecken, und ließ es unter dem strengsten Stillschweigen der Mitanwesenden, die aus seiner Frau und zwey Gesellen bestanden, kochen. Unglücklicher Weise aber waren die Kohlen, deren man sich bediente, nicht ausgeglüht, und da die Fenster und Thüren der kleinen Stube fest verschlossen waren, auch Niemand sich regen durfte, so ward die Frau und der eine Gesell darüber ein Opfer des Todes, und der Schuhmacher so wohl, als der andere Gesell verloren alle Besinnung, so daß besonders letzterer nur mit genauer Noth gerettet wurde, indem man erst am andern Morgen, als die Thür von den Nachbarn eingeschlagen worden war, zu Hilfe kommen konnte. — Daß der Hund wirklich vergiftet gewesen, fand sich bey angestellter medicinischer Untersuchung nicht. Die Justizkanzelley erkannte hierauf, daß, da überall kein Verdacht einer böslichen Absicht gegen die verunglückten Personen vorhanden sey, dem Manne (welcher so gleich in das Gefängniß gebracht worden war) der Arrest zur Strafe anzurechnen, und ihm von seinem Beichtvater die Unzulässigkeit seiner Handlung vorzuhalten sey.

Welchen Lebenswandel der Mann in der Folge führte, ist nicht bekannt, nur heirathete er bald wieder, und zeugte mit seiner Frau mehrere Kinder, von denen jedoch nur eins am Leben blieb.

Im Jahr 1787 erschien er aber als ein erfahrnes Mitglied einer ordentlichen Verbrüderung von Schatzgräbern, die hauptsächlich einen andern berichtigten Betrieger an ihrer Spitze hatten, der sich für einen Freymaurer ausgab, und dies zu allerhand Geldprellereyen unter dem Volke mißbrauchte; indem er einem nach dem andern Schätze anwies, und allerhand Gesindel angeblich zu Freymaurern aufnahm. Dabey machte er den Bauern weis, sie könnten, wie schon die Benennung darthue, unmehr frey in allen Krügen zehren, indem alle Flaschen und alle Schränke sich ihnen unentgeltlich öffnen würden, so bald sie nur ihre hohe Würde dem Wirthe bekannt machten. Dies köstliche Privilegium war natürlich schon werth, daß man ein Paar Louisd'or dafür anlegte; auch fehlte es nicht an Zulauf. Zu seiner Gesellschaft gehörten noch drey Andere, ein Schuhmacher, ein Invalid, und ein Leinweber. In einem Zeitraume von ungefähr vier Jahren hat diese Bande erweislich einen Schatz von beynahe 600 Reichsthalern in ihre Taschen gezaubert — und alle sind doch, wie es immer zu geschehen pflegt, dabey in weit armseligere Umstände gerathen, als wenn sie sich sonst ehrlich genährt

hätten. Die Betrogenen sind fast bis auf den letzten Augenblick in ihrer Verblendung geblieben, und haben mit größter Zuversicht, in Hoffnung der vielen tausend Thaler, die sie unter ihren Füßen, mithin so nahe als möglich, zu wissen glaubten, ihren letzten Heller dazu gesteuert.

Vorzüglich zeichnete sich ein Einwohner des Hannoverischen Amtes Blumenau dabey aus, welchem, weil er einige Mal des Nachts in seinem Garten einen feurigen Klumpen (vermuthlich ein Irrlicht) erblickt hatte, weder durch Zureden seiner Obrigkeit, noch durch die Bitten seines Beichtvaters, noch durch gelinde Strafen, der Wahn benommen werden konnte, daß in seinem Garten ein Schatz verborgen sey. Dafür aber war er nun beynahe verarmt, und hatte mehrere Personen, die aus Dummheit sich zur Bestreitung der nöthigen Kosten bey Hebung des Schatzes mit ihm vereinigt hatten, dadurch um ansehnliche Summen gebracht. Man kann leicht denken, daß die Betrieger bey diesem Leuten, denen der Kopf so voll von Schätzen war, leichtes Spiel hatten. Auch wurden sie von ihnen ängstlich aufgesucht, und als einmal eine Frau aus der Gesellschaft, die alle ihre Habseligkeiten schon dabey zugesetzt hatte, den Beschwörer auf das beweglichste zuredete, sie doch nicht zu hintergehen, wurde sie dadurch wieder beruhigt, daß der eine Satzgräber sie versicherte,

daß, wenn er sie betröge, er sich hiermit anheischig mache, ihr die Zinsen von dem vergrabenen Schatze, einem Capitälchen von 85,000 Doppelpistolen, von nicht weniger als 777 Jahren heraus zu zahlen. Einst als die Erwartung der Betrogenen aufs höchste gestiegen war, und der eiserne Kasten mit Goldstücken noch immer zu erscheinen zögerte, wußten sich die Zauberer nicht anders zu helfen, als daß sie sich von zwey dazu bestellten Leuten plötzlich verjagen, und dem Anscheine nach jämmerlich zerschlagen ließen. Einer von ihnen gab sich für einen Professor, ein anderer für dessen Secretär, und ein dritter für einen Hildesheimer Domprobst aus. Sie trugen zuweilen katholische Priesterkleidungen, und bestellten einmal ihre Kunden auf den Domplatz zu Hildesheim, wo sie das nöthige Geld blos für Seelenmessen, wie sie sagten, in Empfang nahmen. War dies nun verthan, so waren, unter manchem Vorwande, neue Seelenmessen erforderlich; und da schon so viel darauf verwendet worden war, so konnten die armen Leute dem Reitze nicht widerstehen, nur noch zum letzten Male ihre Barschaft daran zu wagen. Nach und nach schritt man näher zu den Beschwörungen. Es wurde Erde von dem Platze, wo man den Schatz vermuthete, um Mitternacht verbrannt; und welch Wunder! diese Erde, die der Zauberer vorher heimlich mit brennbarer Materie vermischt hatte, brannte lichterloh. Dann murmelte einer aus einem Lateinischen

teinischen Buche etwas her, betete, und griff sich dabey so an, daß ihm der Schweiß stromweise vom Gesicht rann. Zwar hatte einmal einer der Umstehenden einigen Zweifel, und glaubte beynahe, der hochwürdige Herr habe sich mit Wasser begossen, weil es ihm vorkam, als habe er es vorher, wie in einem Gefäße, in dessen Tasche rauschen hören; doch erstickte der Wunderglaube bald alle Zweifel.

Zu einer andern Zeit wurde von den Zuschauern, blos zu desto untrieglicherer Ueberzeugung, ein Ducaten, ein Dreymariengroschenstück und ein Eingroschenstück gefordert, solches unter einem Bogen Papier auf einen Teller gelegt, und siehe da, als nach einigen Beschwörungen das Papier aufgehoben wurde, fanden sich sieben falsche Ducaten darunter, welche die ganze Gesellschaft für das feinste Gold erkannte. Außer dem vorhin beschriebenen Capitälchen bestand der Schatz, besage des von einem Geiste beschriebenen Papiers, dies Mal noch aus einer, viele Klafter langen, massivgoldenen Kette, welche unsere Vorfahren, die Riesen, aus Prachtliebe um ihre Särge gewunden hätten. Dagegen wurde auch zu einer andern Zeit ein kleiner Schatz nicht verschmäht, welcher nur 12000 Thaler werth war, und über 80 Thaler an Seelenmessen kostete.

In einem Dorfe soll einmal einer von unsern Schatzgräbern einige Bauern zu einem Schatze he-

ben verhelfen wollen, und im bloßen Hemde, mit einer Larve vor dem Gesichte, einen Geist vorgestellt haben, welches aber von den noch etwas ungläubigen Bauern gemerkt, und der angebliche Geist tüchtig abgeprügelt worden ist. — Auch soll bey dem Dorfe Leveste in gleicher Absicht ein schwarzer todter Hund von ihnen vergraben worden seyn, in Hoffnung, die Bauern würden ihn für den Teufel halten. — Endlich soll einer dieser Zauberer so gar den Daumen eines Gehängten besessen haben, welcher, vermittelst einer daran befestigten Bleyfeder, alles von seblst habe hinschreiben müssen, was der Beschwörer zu wissen verlangte. Vermuthlich aber wird der Zauberer vergessen haben, diesen Griffel um sein künftiges Schicksal zu fragen, sonst würde er seine losen Streiche nicht sechs Jahr lang in der Karre haben büßen müssen. Seine Theilhaber wurden gleichfalls von Rechtswegen auf sechs, drey und zwey Jahr zu der Karre und dem Zuchthause verurtheilt.

Der Pachter eines adelichen Guts hatte durch unordentliche Wirthschaft schon den größten Theil seines Vermögens zugesetzt, (zuletzt sank er bis zum Tagelöhner herab) als ein herumziehender Betrieger zu ihm kam, Bekanntschaft mit ihm machte, und vorgab, er wisse etliche Meilen weit von dessen Wohnung einen großen Schatz, den er heben wolle. Er hätte den Geist beschworen, ihm zu sagen, womit er

versetzt wäre? Dieser habe geantwortet: mit einem goldenen Crucifix. — Er wisse in Erfurt eins zu bekommen; er koste aber drey hundert Thaler. Der Pachter wird begierig, Theil an dem Schatze zu haben, und der Betrieger verspricht ihm die Hälfte davon wenn er zur Anschaffung jener Summe behilflich wäre. Dieser verspricht, und bestellt ihn zu einer gewissen Zeit zu sich. Unterdessen entdeckt er sich einigen seiner Bekannten, und bringt so viel zusammen, daß er noch hundert Thaler von seinem Vermögen dazu legen muß. Jener kam zur bestimmten Zeit und holte das Geld ab, war auch so ehrlich, in kurzer Zeit das Chrucifix zu bringen, gab aber vor, daß der Schatz nicht so gleich könne gehoben werden, ließ den Pachter das Crucifix aufheben, und versprach, wieder zu kommen. Er kehrte aber nicht zurück, und ein messingenes vergoldetes Crucifix war der Schatz, den die Betrogenen für ihre drey hundert Thaler erhielten. —

Nicht genug, daß Betrieger darauf lauren, Andern ihr Geld abzunehmen, indem sie ihnen recht viel aus der Erde zu graben versprechen, sondern sie werden bey ihren Ränken oft zu den unmenschlichsten Grausamkeiten hingerissen. Zu Brünn in Mähren, wurde vor vielen Jahren ein Mensch in gefängliche Haft genommen, welcher in Kuttenberg, unter dem Vorwande, einen Schatz aufsuchen und aus-

graben zu helfen, die grausamsten Mordthaten ausübte. Er redete zerschiedene Sprachen und war, wie er vorgab, ein Kupferschmidgesell; seinen Geburtsort aber hat er nie entdecken wollen. Während seines Aufenthalts zu Kuttenberg wohnte er mit einer gewissen Wittwe, Namens Kalkusin, in einem und demselben Hause; er hatte bald ausspionirt, daß dieselbe nicht allein sehr reich sey, sondern auch wohl noch reicher werden möchte. Dies brachte den Bösewicht auf den Gedanken, die Einfalt der Wittwe zu benutzen und sich für einen Schatzgräber auszugeben, um bey dieser Gelegenheit seinen unmenschlichen Vorsatz auszuführen. Zu dem Ende machte er Bekanntschaft mit der Dienstmagd, liebkosete sie, und erwarb sich ihr Vertrauen dergestalt, daß er in kurzem von allen Heimlichkeiten der Wittwe und ihres Hauses unterrichtet war. Darauf ging er zu ihr, stellte ihr vor, daß in ihrem Keller ein Schatz verborgen liege, welchen er als ein erfahrner Schatzgräber vermöge seiner Wünschelruthe so gleich ausfindig machen und ihr zeigen wollte. Die einfältige Wittwe ließ sich bereden, und bey einfallender Nacht mit ihrer Magd in den Keller führen; allein kaum hatten diese beyden Frauenzimmer den Anfang mit Graben gemacht, als der Mörder plötzlich von hinten mit einer Axt der Wittwe den Kopf zerspaltete, und die Magd gleich darauf eben auf diese Weise tödtete. Nach dieser schrecklichen That rief er ganz gelassen seine Wirthinn,

des verstorbenen Berghofmeister Wittwe, nebst ihrer Magd gleichfalls in den Keller und entdeckte ihnen, daß er mit der Wittwe Kalkusin einen Schatz gefunden habe, wovon sie einen Antheil erhalten sollten. Sie stiegen ohne Bedenken in den Keller, wo sie so gleich von ihm ermordet wurden. Schnell verließ nun der Tiger diesen blutigen Schauplatz, kehrte in das Haus zurück, und durchsuchte alle Winkel. Zwey andere Mägde, die in der Küche beschäftigt waren, wurden gleichfalls ein Opfer seiner Raserey. Noch war sein Blutdurst nicht gestillt, sondern gleich einem wüthenden Ungeheuer erwürgte er auch die zwey übrig gebliebenen Kinder in ihrem Bette. Kein lebendiges Geschöpf war im Hause mehr übrig; diejenigen Oerter, wo Geld oder Kostbarkeiten befindlich waren, hatte er von der zuvor genannten Magd ausgeforscht; er konnte also den mit so vielem unschuldigen Blute erkauften Schatz ohne Hinderniß in Besitz nehmen. Mit diesem floh er nach Brünn und nahm seine Wohnung in dem Gasthofe zum weißen Lämmchen, wo er aber einige Tage nachher entdeckt, gefänglich eingezogen, und nach Verdienst bestraft wurde.

Von den Geistern, die das Geld bewachen, glaubt man, daß sie zwischen Himmel und Erde schweben. Sie sollen Seelen solcher Menschen seyn, die in ihrem Leben das Geld vergraben haben, und man nennt

sie vor andern die weißen. Von denen, die Geld vergraben haben, glaubt man, daß sie nach dem Tode laufen, bis es von Jemand gefunden wird. Daher kommen auch wohl die grausen Erzählungen, wie kläglich der Geist oft Jemand eingeladen habe, den Schatz zu heben.

Eine listige Landstreicherinn kam in das Dorf Opfell, bey Schlackenwalde, in Böhmen, und sah auf einem Bauerhofe ein schwarzes Huhn mit einem weißen Ringel um den Hals, und einem weißen Kreuze auf dem Rücken. Auf ein Mal schien sie vor Erstaunen außer sich zu seyn, und schrie den Bauer an: „Ach lieber Alter, lieber Alter, verkauft mir das Huhn, oder wenigstens das Ey davon; ich gebe euch einen Gulden für das Ey! ich habe schon viele Jahre lang nach einem solchen Fund getrachtet.“ Einen Gulden für ein Ey? dachte der Mann, und so hatte ihn die Spitzbübinn gefangen. Sie ließ sich lange schmeicheln und bitten, ehe sie das Geheimniß auskramte, daß neben einem solchen Ey aus jedem untergelegten Gulden 100 Gulden ausgebrütet würden. Der einfältige Mann glaubte das, und beredete seine Nachbarn, daß sie alle Gulden im Dorfe, deren sechzig waren, zusammen brachten. „Nun fehlt es nur noch an einem Menschen, der neun Tage sitzen und brüten will,“ sagte das Weib. Auch der fand sich. Es wurde also ein Nest in eine Kam-

mer zurecht gemacht, die 60 Gulden darauf gelegt, und mit Stroh bedeckt, und das Ey mußte der Brütende, den man ganz in Betten einhüllte, unter die Achsel nehmen. So saß er drey Tage, ließ es sich auf Regimentsunkosten wohl schmecken, und brütete, was er wußte, und konnte. Die ganze Gemeinde war begierig zu sehen, wenn die jungen Gulden wie Küchlein picken und auskommen würden. Aber am dritten Tage sprach die Tausenkünstlerinn, es fehlten ihr noch allerhand geweihete Sachen zu dem Kunststücke, die sie bey ihrem Vetter, dem Kapuziner, holen müßte; ehe drey Tage vergingen, wollte sie wieder kommen. Die Leute setzten sich zwar dagegen, weil ihnen bange wurde, der Bruthahn möchte in Abwesenheit derselben etwas versehen, ließen sich aber doch von ihr überlisten, und sie ging ihres Weges, nachdem sie vorher noch ein Mal das Nest in Ordnung gebracht hatte. Als sie nun über den dritten Tag ausblieb, durchsuchte man das Nest, und fand Statt der 60 Gulden lauter eckige Scherben untergelegt, auf denen es sich eben nicht sanft gesessen haben mochte. Diese Geschichte lehrt, daß boshafte Klugheit noch gefährlicher sey, als Dummheit; denn das Weib wird vor Freuden über ihrer gelungenen Streich mehr dergleichen machen, bis sie an den Galgen kommt.

Die Möglichkeit, einen Schatz zu finden, findet allerdings Statt, aber nie durch Zauberey und Be-

schwörung, sondern immer nur durch Zufall. Doch, wie er auch gefunden werden mag; er macht nicht glücklich. Ein Schlossergesell in Ofen, in Ungarn, den sein Meister aus Mangel an Kunden nicht mehr brauchte, sah sich genöthigt, im Weinberge zu arbeiten; wo er einen Hügel abtragen half. Aus Versehen gerieth er an den Anfang eines Weinbergs, der einem andern Herrn gehörte, und grub da die Erde auf. Indem seine Kameraden, welche in einiger Entfernung arbeiteten, ihm zuriefen, er sollte da nicht arbeiten, that er noch einen Grabstich, und als er die Erde wegnahm, sah er vieles Geld liegen. Dieses bedeckte er wieder, und ging zu seinen Kameraden. In der Nacht begab er sich an den Ort, und fand, nachdem er die Erde weggeräumt hatte, einen großen kupfernen Kessel voll Gold- und Silbermünze. Damit füllte er seinen mitgenommenen Ranzen so an, daß dieser ihm Weggehen brach. Er trug nun das Geld an einen andern Platz außer dem Weinberge, schaffte auch auf zerschiedene Mal alles übrige Geld dahin und verscharrte es. Darauf kaufte er einen Koffer, brachte ihn an ein altes Gemäuer, stellte ihn in eine daselbst befindliche Grube, füllte ihn hierauf bey der Nacht mit dem Gelde ganz an, und nahm nur einige hundert Gulden Silbergeld davon in seinen Leibgürtel. Seine Sorge war nun, wohin, und was er mit dem Gelde, welches über 50,000 Gulden an goldenen großen Medaillen, über 12,000

Stück Ducaten und vieles Silbergeld betrug, machen wolle. Nach einigen Tagen ward er mit einem Fuhrmanne einig, ihn mit nach Laschau zu nehmen. Dieser wunderte sich gewaltig über die große Schwere des Koffers; der Schlossergesell aber sagte, es wäre sein Handwerksgeräth darin. In Laschau miethete er sich zwey Zimmer im Wirthshause, und speiste auf der Stube. Jedoch nach etlichen Tagen glaubte er hier, nicht sicher zu seyn, und miethete eine Wohnung in der Vorstadt, wo er aber in der Nebenkammer einen Taglöhner nebst seinem Weibe antraf. Weil er nun alle Tage in das Wirthshaus ging und betrunken heim kam, so fragte ihn dieser zerschiedene Mal, was er im Koffer habe? Endlich als er eines Nachmittags vom Rausche und Schlafe erwachte, sagte der Tagelöhner: der Stadtrichter habe nach ihm geschickt, er wolle wissen, woher er wäre? Mein Paß wird dies alles ausweisen, antwortete er; den fand er aber nicht, ungeachtet er ihn stets bey sich trug. Er nahm auch den Tagelöhner oft mit in das Wirthshaus, wo dieser allerley Fragen an ihn that. Kurz darauf versuchte er einmal, wie er allein und nüchtern war, seinen Koffer aufzuheben, und fand ihn zu seiner größten Bestürzung ganz leicht. Da fing er an zu schreyen, und beschuldigte den Tagelöhner eines Diebstahls. Dieser zeigte es dem Stadtrichter an: der Schlosser wurde scharf befragt, und nach Eröffnung des Koffers fand man kein Geld

mehr, nicht einmal seine Kundschaftsblätter. Darüber erzürnte er sich so heftig, daß er auch das bey sich habende, noch etwa in 90 Gulden bestehende, Silbergeld hinwarf. Nun wurden ihm die Eisen angelegt, und man setzte ihn bey Wasser und Brod ins Gefängniß, wo er über dreyzehn Monate sitzen mußte, weil man seine Aussage nicht glaubte, ob er gleich immer auf einerley Rede bestand. Der Tagelöhner befand sich während dieser Zeit wohl, und fing einen Handel mit Tabak und Wein an. Allein die Vorsehung hatte durch dieses Schicksal den Schlosser blos belehren wollen, daß das Geld nicht glücklich mache, zumal wenn man es nicht besser zu gebrauchen wisse, als er; und den Tagelöhner, daß man nicht durch ungerechte Mittel reich zu werden suchen solle. Vierzehn Tage vor Ostern wurde der Gefangene vorgeführt, und aufs neue befragt. Man zeigte ihm einige Goldstücke, die er aber nicht erkennen konnte, weil er sie nicht alle bey Tage gesehen hatte. Endlich gab man ihm seine Kundschaft wieder, mit der Nachricht, er wäre unschuldig angegeben worden, und sey nun wieder frey. Man gab ihm 30 Gulden, und rieth ihm, er solle nun nach Wien gehen, und den Kaiser um eine Gnade bitten. Er habe darin gefehlt, daß er den Fund nicht der Obrigkeit angezeigt hätte, weil er nach den Landesgesetzen dem Kaiser gehöre. Der Schlossergesell erfuhr nachgehends, daß die Franziskanermönche das sämmtliche Geld an

die Obrigkeit geliefert hatten, mit der Bitte, den Gefangenen so gleich los zu lassen, weil er unschuldig leide. Der Tagelöhner und sein Weib wurden gleich darauf eingesetzt. Der Kaiser aber gab dem Schlossergesellen wirklich Gehör.

Der Sattler Striedecke hatte ehedem schon einen Mansfeld'schen Prediger, einen übrigens sehr braven Mann, zu überreden gewußt, ihn bey Hebung eines Schatzes zu unterstützen, und der gute Mann hatte seinen Heldenglauben durch einen Verlust von 180 Thaler und durch einen Verweis, den er vom Consistorium erhielt, büßen müssen. Striedecke aber hörte dennoch nicht auf, zu behaupten, daß ihm ein Schatz bestimmt sey, und kurze Zeit vor Weihnachten 1785 verbreitete sich auf ein Mal das Gerücht, daß er ihn nun gefunden habe. Vernünftige Leute glaubten es zwar nicht; da aber doch Striedecke sich und seine Frau kleidete, zerschiedenen Hausrath anschaffte, und weit besser zu leben anfing, als er bisher gekonnt hatte, so machte das die Obrigkeit aufmerksam. Mehrere geheime Nachforschungen wußte er durch das Vorgeben einer aus der Ferne erhaltenen Erbschaft zu vereiteln; eine Wittwe aber, die er, weil sie die Miethe nicht bezahlen konnte, aus seinem Hause trieb, verrieth das ganze Geheimniß. Sie sagte auf dem Rathhause aus: in ihrer gehabten Stube sey, wenn man ein Bret auf-

hebe, eine Oeffnung, durch die man den darunter liegenden Keller des Striedecke übersehen könne. Gegen Weihnachten habe sie einmal viele Personen darin gesehen, unter denen sie nur Striedecken, seine Frau und einen Windmüller aus der Neustadt erkannt habe. Die übrigen wären verkleidet gewesen, einer als ein Teufel, ein anderer als ein Geist, ein dritter als ein Mönch. Es sey ein Kreis geschlossen worden, und nach vielen Ceremonien habe man angefangen mit Schaufeln die Erde aufzuwerfen, wodurch man auf einen Kasten gekommen sey, den man nur mit vieler Mühe habe heraus heben können. Während des Hebens habe der verkleidete Teufel so entsetzlich gebrüllt, daß ihr selbst Angst geworden sey. Man habe den Kasten nur einen Augenblick geöffnet, da alles wie Gold und Silber geglänzt habe; dann habe man ihn gleich wieder verschlossen, und, mit mehrern Petschaften versiegelt, zum Windmüller in der Neustadt geschafft. Von dem Tage an habe sich das Wohlleben in Striedeckens Hause angefangen. Nun ließ der Magistrat Striedecken und seine Frau, und nachher noch einige Personen einziehen, wodurch die eigentliche Bewandniß der Sache an den Tag kam. Striedecke hatte erfahren, daß der Windmüller einige Gelder liegen habe, und das war eigentlich der Schatz, den er heben wollte. Er geht in der Gegend der Windmühle in erkünsteltem Tiefsinne auf und ab. Der Müller ruft ihn an,

ob er sich verirrt habe — und was ihm anwandle? Striedecke stellte sich, als fahre er aus seinem Tiefsinne plötzlich auf, sieht den Müller mit starrem Blicke und viel versprechendem Stillschweigen eine Weile an, und ruft dann wie entzückt: „Gott, nun habe ich gefunden; was ich schon lange gesucht habe! Freund, er ist der glückliche Mann, der mich und sich auf ein Mal glücklich machen kann, Mit ihm nur kann der Schatz gehoben werden, der mir zugedacht ist. Der Man wird erst für die Sache eingenommen und nach zerschiedenen Zusammenkünften überredet, Striedecken 200 Thaler vorzuschießen, wofür er von dem Schatze 2000 erhalten, und zu mehrerer Sicherheit den Kasten, bis zu der Zeit, da man ihn angreifen dürfte, in seine Verwahrung nehmen solle. Das war der Kasten, von dem der Teufel durch jenes schreckliche Brüllen verzweiflungsvollen Abschied nahm. Ein abgedankter Postillon, Scharf, hatte die Rolle des Teufels, und ein liederlicher Bergmann, Burkhard, die Rolle des Geistes gespielt. Der unterpfändliche Schatz wurde aus der Neustadt auf das altstädtische Rathhaus gebracht, und der Teufel und der Geist mußten den einige Centner schweren Kasten auf den Tisch der Richterstube heben. Die erwähnten Siegel waren noch unbeschädigt, und man fand folgende Schätze darin: Oben lagen einige 80 bleyerne, mit Flitter vergoldete Münzen, dann die schwerste Art von großen

Steinen, und zwischen und unter diesen, vermuthlich um das Klappern und Rollen zu verhindern, ein reicher Vorrath von Kiessand. Bey angestellten Haussuchungen hat man mancherley Werkzeuge des Schatzgrabens, z. B. Bücher mit den gewöhnlichen Mißbräuchen biblischer Sprüche und mit allerley schrecklichen Formeln und Fratzen, auch Schmelztiegel und etwas Stempelartiges gefunden.

Striedecke ist ein trauriges Beyspiel, wie tief ein Mensch fallen kann, wenn er durch Vernachlässigung seiner Berufsgeschäfte zurück kommt, und, anstatt sich durch Einschränkung und Arbeitsamkeit wieder aufzuhelfen, vielmehr die Liebe zu faulen Tagen und zu gutem Leben überhand nehmen läßt. Der Prediger und der Windmüller aber zeigen, wie sehr die Begierde nach Gewinn auch übrigens gute Menschen verblenden könne.

Die Meinung von der Macht gewisser Geister, welche der Schatzgräber hat, kam durch Irrende und Betrieger auf, und erhielt sich durch sie bis jetzt. Wäre es den abgeschiedenen Geistern möglich, bey den Sachen, die ihnen im Leben lieb waren, und die sie deswegen verborgen hatten, sich sehen und hören zu lassen, oder sonst zu wirken, so würden die Beyspiele davon unzählig seyn. Aber wer hat davon siche-

re Erfahrungen, die er ohne Vorurtheil und mit Wahrheitsliebe untersucht hat. Die Erzählungen davon sind immer erst von Mund zu Mund gegangen, uud so mit Zusätzen mannigfaltig vermehrt worden. Was aber gehörig untersucht werden konnte, ist immer als Betrug erfunden worden. Die erzählte Geschichte ist ein Beweis davon.

Aber, wer sollte einem Geiste nicht trauen? Wer sollte nicht glauben, den Schatz gewiß zu haben, wenn er den ausgegrabenen schweren Kasten schon in Händen und im Hause hat? Und doch fand auch jene gute wohlhabende Bauerwittwe, die Ruschkinn in Quappendorf, einem Brandenburgischen Dorfe bey Fürstenwalde, bey diesen Umständen sich betrogen. Anfangs mußte sie für eine vorgeblich mit Türkenblute bestrichene Wünschelruthe zehn Thaler geben. Es kamen Boten, die von nahe liegenden Schätzen redeten, und den eigentlichen Schatzgräber, der noch kommen sollte, verkündigten. Er hat überstudirt, sagten sie, und ist Priester gewesen. Das gute Weib gab Geschenke, und was man sonst forderte: ein Stück Speck, um es auf dem Kreuzwege einzugraben; ein Stück Leinwand zur Befriedigung des Geistes. Endlich kam der überstudirte Mann, ein lahmer Husar, und man schritt zum Werke. Er führte die Bäurinn um Mitternacht aufs Feld, ließ hier in einem von ihm bezeichneten

Kreise ihren Knecht und ihre Magd graben, und murmelte einige unverständliche Worte, um den Geist, der den Schatz bewache, zu citiren. Es erschien eine weiße Gestalt und redete; „ich war ein alter General, ich habe meinen Schatz vor dem Feinde vergraben, und hatte auf Erden Niemand, den ich dies offenbaren konnte u. s. w.“ Nun beschrieb er den eisernen Kasten, gab die Kostbarkeiten in demselben an, und das baare Geld zu zwey und siebzig tausend Thaler. Um dies zu heben, sollten nun hundert Thaler, auch Damast, und mehreres Andere an eine katholische Kirche in der Lausitz gegeben werden; wo nicht, so würde allen dreyen der Hals gebrochen. Der Schatz sey mit einem Hahne versetzt. Der Hahn wurde gebracht, und von dem Schatzgräber dem Geiste gegeben, worauf letzterer verschwand. Man grub weiter, und fand den Kasten. Die Wittwe half ihn in ihr Haus tragen, gab dem Geisterbeschwörer mehr, als er für Lesung der Gebete am Altare einer katholischen Kirche forderte, und ließ ihn gehen. Er versprach, in einer bestimmten Zeit wieder zu kommen; ohne ihn, sagte er, dürfe der Kasten nicht geöffnet werden. Was man denken kann, geschah; er kam nicht wieder, und da der Kasten geöffnet wurde, fand man Steine und Sand. Der Geist wurde nachher entdeckt, und am Leibe gestraft.

Daß unter der Erde hier und da Geld vergraben worden ist, daß Personen dasselbe gefunden haben

ben und dadurch reich geworden sind, ist nicht zu läugnen; daß es aber einem Gewissen lediglich bestimmt sey, nur von gewissen Personen, die die Kunst verstehen, unter Hersagung gewisser Formeln, Darbringung eines Geschenks an den Geist, und Beobachtung gewisser Alefanzereyen, gehoben werden könne — wer mag das glauben? Wüßte Jemand, wo in der Erde Schätze verborgen lägen, so würde er nicht zaudern, sie zu holen, um dann reich und angesehen seine Tage in Ruhe zu zubringen, ohne sich mit so lebensgefährlicher Arbeit, als das Geldheben seyn soll, abzugeben. Wie oft ist der Leichtgläubige betrogen? und wie oft wird er nicht betrogen werden? So abgeschmackt das gewöhnliche Verfahren bey dem Geldheben ist, so lassen sich doch die Menschen leicht bethören. Durch Speck und Leinwand soll der Geist besänftigt werden; man muß ihm einen Hahn, einen Bock, oder sonst etwas zum Opfer bringen, und den Schatzgräber voraus bezahlen. Man soll sich weder beym Hin- noch beym Hergehen umsehen, (denn man könnte von den verabredeten Betriegereyen etwas gewahr werden). Man soll, um mit dem Leben davon zu kommen, kein Wort reden (denn es könnten dadurch Andere herbey gezogen werden und die Gaukeleyen stören). Die Geister sollen den Schatz unter der Erde fortrücken, oder in Kohlen verwandeln, wenn man etwas davon sagt, daß man einen Schatz zu heben Willens sey. Aber, wer merkt nicht, daß

das betriegerische List sey, die darum ausgesonnen ist, daß die Sache nicht vor der Zeit entdeckt und gehindert werde. Der schwarze Bock, mit dem das Geld allein gehoben werden kann, darf kein weißes Härchen haben; der Teufel dreht sonst dem Schatzheber den Hals um. Wer merkt auch hier nicht, daß man den Betrogenen in Angst und Erwarten zu setzen sucht, damit er nichts unternehme, was den Erfolg der Betriegerey hindern könne.

Das sicherste Geldheben ist sparsam und fleißig seyn, das Seinige in Acht nehmen, und seine Pflichten gewissenhaft erfüllen; auf diese Weise fällt man nicht auf dergleichen thörichte Gedanken, wie die von Geldheben ohne Zweifel sind.

Hans war seit seines Vaters Tode fast täglich in der Schenke. Ein Bergmann, listig genug zum Betruge, schlich ihm nach, und bemerkte bald, daß er an ihm den rechten Mann gefunden habe, fing von Geldheben an, und sagte, er wisse selbst einen Schatz, worauf er sehr bald merkte, wie begierig dieser Mann wurde. Hans bezahlte die Zeche für ihn, und sagte endlich: Bruder, wenn du ihn weißt, warum hast du ihn nicht schon gehoben? — Ja, sagte der Bergmann, das geht nicht gleich. Wenn ich 33 Thaler 3 Groschen 3 Pfennige in Gold, Silber und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz her-

auf locken könnte, so wollte ich ihn gleich haben. — Bruder, rief Hans voll Freude, so viel habe ich eben bey mir, da hast du es. — Gut, sagte der Bergmann, diese Nacht um zwölf Uhr gehen wir hin, und heben den Schatz, und dann sind wir reich genug. — Hans mußte sich in gewisser Entfernung unter eine Eiche stellen, und durfte sich bey Lebensgefahr nicht rühren oder ein Wort sprechen. Er hatte schon einige Stunden unter großer Angst da gestanden; die Zeit wurde ihm endlich lang; er wagte es, sich umzusehen, zu rufen, und dann an den Ort hinzugehen, wo der Schatz gehoben werden sollte; aber der Bergmann hatte sich mit dem Gelde, womit er den Schatz herauf locken wollte, davon gemacht. Hans kam halberfroren nach Hause, ärgerte und schämte sich.

Möchten die hier erzählten Geschichten jedem eine Warnung seyn, Betriegern sich nicht anzuvertrauen, und dadurch lächerlich und unglücklich zu werden.

1788 machte ein unter dem Namen Mummelhofs Hanne, in Halle an der Saale, ziemlich bekanntes Weibsbild, einem ehrlichen Böttcher weis, es sey ihm ein großer Schatz beschert, er liege schon wirklich in ihrer Lade auf dem Boden, und der Geist, der ihn bewache, habe ihr auch alte Geldstücke darauf gegeben, von welchen sie ein Paar aufzeigte. Die

Sache beruhe nur noch darauf, daß sie drey Tage lang mit einem rothen Kleide im Bette liegen, und von zwey Frauen bewacht werden müsse. Dies sey das Mittel, den Schatz zu lösen. Die Töchter des Böttchers hatten rothe Kleider, und Hanne versprach so gewiß, den Schatz mit dem Böttcher zu theilen, daß er und seine Frau auf vieles Bitten endlich darein willigten, Kleid, Mütze und was sonst zu der Mummerey nöthig war, herzugeben. Die Schatzlöserinn wurde also angepützt, legte sich so in das Bette, und zwey Weiber wachten bey ihr. Zu bemerken ist hierbey, daß der Gesell des Böttchers eben an diesem Tage zu verreisen vorgab. Nun erhob sich in der Nacht ein schreckliches Brummen und Gepolter an der Thür. Hanne fuhr im Bette auf, machte seltsame Bewegungen, wie eine Person, die vor Furcht und Schrecken außer sich ist, und schrie: seht, da ist der Geist, da steht er! — Die Weiber ob sie gleich nichts sahen, fingen doch vor Furcht an, sich zu bekreutzen, und beteten, daß sie schwitzten. Endlich hörte der Lärmen auf, und die Schatzlöserinn rief, habt ihr es gehört, was der Geist sagte? Ich soll noch 60 Thaler schaffen, mich auf den Sonntag in diesem Kleide in die Kirche führen lassen, und da den Armen reichlich geben, und viel in den Klingelbeutel legen! — Die Weiber hatten nichts gehört, meinten aber doch, der Geist habe es gesagt, und der Böttcher ließ sich durch die Versicherung, daß er

diese Summe dreyfach ersetzt bekommen sollte, von der Betriegerinn hinter das Licht führen. Aber anstatt mitzugehen, machte sie ihnen die bittersten Vorwürfe, weil sie etwas bey der Sache versehen hätten. Nun sey der Schatz und die 60 Thaler dazu verloren, und der Geist habe sie fast zu Tode getreten. Eine Tochter des Böttchers merkte die Schelmerey, riß ihr die geborgte Mütze ab, und machte dem Schatzlösen ein Ende. Dem Böttcher gingen die Augen auf; er wollte von Betrug und Dieberey reden, aber der Gesell wußte ihn so in die Enge zu treiben, daß er schweigen mußte. — Solche Thorheiten zeigen die Nothwendigkeit einer fortschreitenden Schulverbesserung und Belehrung durch Beyspiele. Rummelhofs Hanne mußte übrigens eine Zeit lang gefangen sitzen. Noch im Gefängnisse gab sie vor, der Geist kneipe und zwicke sie zuweilen auf das grausamste, auch zeigte sie blaue Flecken als Beweise seines Unwillens; aber man bemerkte bald, daß die blauen Flecken gemahlt waren. Die betrogene Böttchers Frau zog sich den Verlust der Thaler, die sie ersetzen sollte, und den Schimpf, so einfältig gewesen zu seyn, so sehr zu Gemüthe, daß sie starb, und den Nachtheil des Aberglaubens durch ihren Tod bestätigte. Noch ein Mal suchte die Betriegerinn ihre Kunst im Schatzheben auf einem Dorfe zu zeigen; aber die Bauern gaben ihr den Lohn in einer Tracht Schläge.

Solche Unglücksgeschichten von dergleichen Betrügereien sollten doch jeden verständigen und gutgesinnten aufmerksam machen, um seiner Seits dazu beyzutragen, die Schwachen im Volke zu belehren, wie es von jeher mit dem Wunderwesen zugegangen sey.

Johann Handbeck, ein Mann von 32 Jahren katholischer Religion, und aus Straßburg gebürtig, war der Sohn eines desertirten Französischen Soldaten, und nachherigen Galanteriekrämers. Bis in sein 16tes Jahr hielt er sich bey seinen Aeltern auf, und zog mit diesen im Lande herum, diente nachher einige Jahr bey Galanteriehändlern, und fing endlich selbst einen kleinen Granatenhandel an, mit dem er auch im Anspachischen, Bayreuthischen und Nürnbergischen hausirte. Auf diesen Hin- und Wiedermärschen wurde er mit einem Landstreicher, Anton Müller, bekannt, der sich durch betriegerisches Spielen und Schatzheben auf dem Lande nährte. Müller starb 1786 zu Kehl, und die Dirne, die er bey sich hatte, wurde nun Handbecks Frau. Mit dieser durchzog er mehrere Gegenden, und benutzte den Aberglauben und die Begierde nach Reichthum bey dem einfältigen Haufen. Er gab sich dabey für einen Handelsmann aus, zu welchem Ende er sich auch mit falschen Musterkarten von Tüchern 2c. hinreichend versehen hatte. Schon im

Jahre 1782 wurde er als ein Vagabund in Schwei-nau bey Nürnberg arretirt, und nach Kadolz-burg gebracht, wo ihm die Anspachischen Lande verboten wurden. Dessen ungeachtet zog er nach wie vor im Anspachischen und den angränzenden Ländern herum, bis er endlich zum zweyten Male über einer Schatzgräberey angetroffen und gefänglich eingezogen wurde. Diese Geschichte, und seine dabey gespielte immer sehr feine Betriegerey scheint so merkwürdig und geschickt, auf dergleichen Betrieger aufmerksam zu machen, daß sie hier umständlich erzählt werden soll. Seine gerichtliche Aussage war folgende: den 33sten Februar sey er in der Absicht von Nürnberg auf Rothenburg gegangen, um irgendwo eine Gelegenheit auszukundschaften, wo er und sein Schwager, Leonhard Müller, Bruder des verstorbenen Anton, durch ihre betrügliche Schatzheberey Geld bekommen könnten. Mittags habe er auf dem Straßenhofe bey Obernzenn eingesprochen, habe sich da Essen und Trinken geben lassen, und dabey zuerst mit der Wirthinn, dann auch mit dem inzwischen nach Hause gekommenen Wirthe ein Gespräch von Schatzheben angefangen. Auf die Aeusserung der Wirthinn, daß bey Obernzenn auf dem Felde ein Schatz liegen sollte, sagte er, daß er einen feinen Mann kenne, der ein Geistlicher sey, und die Schätze zu heben wisse, wozu er nichts brauche, als allein drey Hände voll Erde von jenem Platze,

wo der Schatz läge; dieser Geistliche würde auf seine Kosten hinreisen, und nichts als den zehnten Theil vom Werthe des Schatzes verlangen. Die Wirthinn versagte diesem Unternehmen ihren Beyfall; allein der Wirth, gereizt von großer Geldbegierde, und abergläubig genug, um in die Falle zu gehen, verlangte die Herbeyholung des weisen Mannes, während er für die Herbeyschaffung des erforderlichen Erdreichs sorgen wolle. Handbeck sah nun die Erreichung seines Endzwecks vor sich. Er verließ den Straßenhof, ging nach Nürnberg, und entdeckte seinem Mitbetrieger Müller den anscheinenden Fang. Nach wenig Tagen traten beyde ihre hoffnungsvolle kleine Reise an, nachdem sich letzterer zuvor in die Kleidung eines katholischen Geistlichen geworfen, ein schwarzes Käppchen aufgesetzt, und sich von Handbeck die Tonsur hatte scheren lassen. So kamen sie denn wieder auf dem Straßenhofe an; und da der Wirth die verlangte Erde noch nicht geholt hatte, ging dieser, in Begleitung Handbecks, Abends um 8 Uhr nach dem Platze, und trug sie freudenvoll heim. Mit Sehnsucht erwartete man die Mitternachtsstunde, schaffte die Knechte und Mägde bey Zeiten zu Bette, und endlich nahm die Beschwörung ihren Anfang. Handbeck, der Wirth und die Wirthinn setzten sich hinter den Tisch, lasen einen Psalm und beteten; Müller aber trug die drey Hände voll Erde, nachdem er sie zuvor mit Mastix geräuchert,

und mit angeblichem Weihwasser besprengt hatte, in die Stubenkammer, kam hernach wieder, las aus einem Buche theils Lateinisch, theils Deutsch allerhand her, und versicherte die schon in Gedanken reichen Wirthsleute, daß durch das Gebet Manasse, durch die weisen Sprüche Salomonis, durch die Klagelieder Jeremiä, durch die Frömmigkeit des Daniel, durch die Keuschheit des Egyptischen Joseph und durch die fälschlich verklagte Susanna, der Geist gleich einem Lamme erscheinen, seinen Schatz mitbringen und überliefern, und auf alles, was man ihn frage, Rede und Antwort geben müsse. Als hierauf an die Thür geklopft wurde, (welches daher kam, weil Müller vorher schon in der Kammer bey der Thür einen Stein mit einer Schnur angebunden, und an dieselbe ein Stück brennenden Schwamm befestigt hatte, wovon also die Schnur abbrennen, und der Stein an die Thür fallen mußte,) sagte derselbe: dies sey der Geist. Er ging nun in die Kammer zurück, und fragte mit rauher Stimme: „ob noch eine Seele bey der von ihm gesegneten Erde vorhanden und zu erlösen sey?„ — Mit verstellter klarer Stimme antwortete er sich selbst: Ja!

Müller. Warum er (der Geist) sich denn da bey der Erde aufhalten müsse?

Geist. Weil er das zeitliche Gut den Menschen entzogen, und es in die Erde gegraben habe.

Müller. Worin besteht denn das vergrabene Hab und Gut?

Geist. In geschlagenem Golde und Silber, das sich auf 30,000 Gulden beläuft, nebst andern Kostbarkeiten und Juwelen, bey 18000 Gulden am Werthe.

Müller. Warum hast du den Schatz nicht gleich mitgebracht?

Geist. Weil du die Hälfte des Schatzes zurück lassen sollst damit der böse Geist, der sich noch bey mir befindet, und nicht zu lösen ist, dabey herum wandern kann.

Müller. Das kann nicht seyn, daß ich etwas zurück lasse.

Geist. So verlange ich wenigstens ein Versöhnopfer, und zwar sollst du von jedem Hundert Gulden Einen nehmen, solches nach der Summe des Schatzes ausrechnen, und in reinem Golde erlegen, dieses Geld alsdann in ein Papier versiegeln, auf die Erde legen und segnen, hernach aber dasselbe in ein Brod stecken, dieses in einen Kasten legen, und drey Tage unberührt liegen lassen. Nach diesem Zeitraume komm wieder; alsdann will ich dir den ganzen Schatz überliefern; das versiegelte Geld mußt du aber unter die Armen austheilen. — So weit die Beschwörung, welche noch dadurch von Seiten des Betriegers anschaulicher gemacht wurde, daß derselbe das brennende Licht mit einem Topfe bedecken

ließ, und sich unbemerkt die Hände mit Phosphorusöl beschmierte, welche dann im Finstern einen leuchtenden Schein von sich warfen, den Müller für die Seele des Geistes ausgab, die sich hier schimmernd sehen lasse.

Jetzt sollte der Straßenhofwirth das vom Geiste verlangte Versöhnopfer von 400 Gulden schaffen. Um dem Wirthe allen Argwohn zu benehmen, erbot sich Handbeck, die Hälfte dieser Summe selbst dazu zu legen, bey jetzt ermangelndem Gelde aber wieder zu kommen, und die Sache zu vollenden. Dies geschah; der betrogene Wirth brachte 200 Gulden, welche Müller in Empfang nahm, sie nebst den von Handbeck dazu gelegten 64 Gulden, dann ein Päckchen, worauf 8 Carolin geschrieben war, worin sich aber nur runde Bleyplatten befanden, in ein Papier wickelte und versiegelte, solches dann in seinen Hut auf die darin befindliche Erde, woselbst auch schon ein mitgebrachtes falsches, mit Bleyplatten gefülltes Packet gewesen war, legte, den Segen darüber sprach, es mit Weihwasser besprengte, alsdann aber ein Brod oben aufschnitt und darin das falsche Packet steckte, das Brod versiegelte, und es dem Straßenhofwirthe mit der Aeußerung zustellte, daß er dieses Brod unmehr in seine Schlafkammer legen, und daselbst drey Tage lang unberührt lassen sollte — welches denn auch zugesichert wurde.

Unterdessen streuete Müller die in seinem Hute gehabte Erde in der Stube herum, vergaß aber nicht, das darunter versteckte und in der Geschwindigkeit gegen Bleyplatten vertauschte Packet Geld heraus und zu sich zu nehmen. Beyde Betrieger blieben noch bis 4 Uhr früh in dem Straßenhofe sitzen und schärften dem Wirthe wiederhohlt ein, das Brod ja vor Verfluß dreyer Tage nicht zu berühren, und so gingen sie endlich unter der Aeußerung fort, nunmehr nach Herrieden (einem Eichstädtschen Städtchen) zu gehen, und da für den Geist zu beten, und für seine Erlösung Messen lesen zu lassen.

Aus Neugierde gereitzt, oder vielmehr einen Betrug ahndend, brach der Wirth gleich nach dem Weggehen der Betrieger sein Versprechen, öffnete das versiegelte Brod, und das darin verwahrte Packet, und überzeugte sich nur zu deutlich von dem ihm gespielten Betruge. Wüthend griff er nach seiner Flinte, eilte den Betriegern nach, und holte sie unweit Oberdachstett ein. Handbeck suchte zu entrinnen, allein ein glücklicher Schuß in die Beine hemmte seine Schritte, und Müller wurde durch einen Flintenschlag ebenfalls niedergeworfen. Jetzt bat letzterer um Pardon, indeß sich ersterer in das Gebüsch verkrochen hatte, und überlieferte dem Wirthe 172 Gulden von dem unterschlagenen Gelde, die fehlenden 28 Gulden hatte Handbeck bereits an sich ge-

nommen. Der Wirth war froh, nur so viel wieder zu erhalten. Die beyden Betrieger fanden einander, und nahmen ihren Weg nach Nürnberg. Steckbriefe verfolgten sie, die Obrigkeit spähete ihnen nach, fand aber nur Handbecken im Gasthofe einer Vorstadt, wo er sich das geschossene Bein wollte curiren lassen, zog ihn ein, und lieferte ihn aus.

In seinem Verhafte gestand Handbeck, nach vielem Läugnen, ein, daß er auf gleiche Art, in Gesellschaft der beyden Müller, im Jahre 1787 den Eichstädtschen Wirth, Körber, zu Donbühl um 300 Gulden in Gold, dann im nämlichen Jahre einen unbekannten Bauer auf einem Weiler bey Niederstetten um 13 Carolin; im Jahre 1782 den Schuldheiß Desses in einem, unterhalb Brunn 4 Stunden von Straßburg gelegenen, Dorfe, um 33½ Carolin; ferner unweit Memmingen, einen unbekannten Zöllner, dessen Haus ganz allein am Wasser stehe, um 250 Gulden in Gold; ingleichen in einem, eine Stunde von Tübingen gelegenen, Dorfe den dasigen Wirth um 200 Gulden im Jahre 1784 einen Müller, eine halbe Stunde von Schweinsdorf wohnhaft, um 100 Thaler in Gold; ferner nach Ostern 1785 einen Bauer zum Weiler im heiligen Kreuz unweit Forchheim, nun 300 Gulden in Gold; weiter nach Pfingsten 1786 einen Bauer im Schwarz-

walde um 40 Louisd'or gleich darauf aber einen andern Bauer, unweit Freyberg, um 40 Carolin betrogen habe.

Zur wohlverdienten Strafe wurde er am dritten May 1788 in Anspach, mit einer andern hangenden Tafel, auf welcher die Worte: Betriegerischer Schatzgräber — standen, an den Pranger gestellt, bekam 25 Stockschläge, und wurde auf zwey Jahr in das Schwabacher Zuchthaus abgeliefert, nach deren Verlaufe er schwören sollte, die Anspachischen Länder nicht wieder zu betreten.

Zwey Stunden von Amberg liegt die Hofmark Theuren, von der man sonst wenig Merkwürdiges wußte, als daß ein 24 Centner schweren Schatz auf einem Felde derselben vergraben liege. Nachdem schon Mehrere oft darüber berathschlagt hatten, diesen Schatz zu heben, und nur über die Mittel dazu nicht einig wurden, so beredeten sich ungefähr 30 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in der Stadt Amberg diesen Schatz sich durch Geister an einen bestimmten Ort hinbringen zu lassen. Sie ließen sich zu dieser Operation einen sachverständigen Exjesuiten aus Eger kommen und versuchten ihre Verschwörungen und Bannsprüche mehrere Tage nach einander in einem ansehnlichen Hause, bedienten sich mehrerer geweiheten Sachen, und stellten mehrere Fässer in das Zimmer, um den

Schatz darin aufzufassen; bis endlich einmal um Mitternacht Statt der citirten Geister die Policeywache herein trat, und die meisten anwesenden Geisterbanner nach der Hauptwache führte. Weg war der Schatz! Die churfürstliche Regierung erkannte das Lächerliche in dieser Sache, wollte sie aber doch nicht ungestraft hingehen lassen, und verurtheilte einige Theilnehmer auf etliche Tage in das Zuchthaus. Es waren unter diesen Personen, außer einem Stiefelwichser, einem Gürtler, einem Soldatenweibe, einem Amtsknechte ꝛc. auch ein Advocat, eine obrigkeitliche Person und ein Pfarrer. So verführerisch ist der Glanz des leidigen Goldes!

Im Jahre 1789 fand des Drechslers Luft Eheweib zu Stadt-Bürgel, im Herzogthume Weimar, auf einem von dem Tischler Christian Friedrich Martin daselbst erpachteten Fleckchen Land ein Goldstück. Dieses gab Gelegenheit, bey Zusammenkünften von vergrabenen Schätzen und Lichtern, die sich dabey hatten sehen lassen, zu sprechen, und gedachter Martin erzählte unter andern dem Schneidermeister Heinrich Schreiber, daß er als ein Knabe von etwa 10 Jahren in einem Garten am Jenaischen Wege, die Hofstatt genannt, welcher neben seinem Garten liege, wo das Luftische Eheweib das Goldstück gefunden, dergleichen Lichter zur Nachtzeit gesehen, und es lebten noch viele

Leute, die dies auch bekräftigen konnten. Diese Lichter und der Fund, den die Lustinn gethan hatte, waren für diese Leute, die es für das höchste Erdenglück hielten, auf ein Mal ohne Mühe reich zu werden, ein hinreichender Beweis, daß auf dem Martin'schen Acker ein Schatz stehen müsse; und beyde, Martin und Schreiber, dachten numehr eifrig auf Mittel, ihn zu heben. Der Scharfrichter Finster in Droyssig schien ihnen der rechte Mann zu seyn, bey welchem sie sich dieserhalb Raths zu erholen hätten, und sie säumten nicht, ihm ihr Anliegen zu eröffnen. Dieser Finster, der ohne Zweifel schon vorher in dem Rufe stand, Geister citiren und bannen zu können, rechnete es sich eben nicht zur Pflicht, diesen Leuten ihren Wahn zu benehmen; vielmehr bestärkte er sie darin, und versprach, ihnen nächstens etwas zu geben, wodurch sie unfehlbar zum Besitze des Schatzes gelangen können; wenigstens dachte er sein Heberlohn dabey gewiß zu verdienen. Binnen acht Tagen kam der Wundermann nach Stadt-Bürgel, und brachte den Schatzlustigen einen halben Bogen Papier, auf welchem ein großes Kreutz mit mancherley unleserlichen Buchstaben und ein Todtenkopf gekritzelt war, und verlangte einen Ducaten dafür. Da aber Martin und Schreiber keinen Ducaten einwechseln konnten, so ließ er sich mit zwey Stück Laubthaler begnügen, und so bald diese bezahlt waren, machte er ihnen den Gebrauch

brauch seines Wisches bekannt. Er sollte nämlich in eine Büchse gesteckt, und auf den Acker, wo der Schatz vergraben sey, gesetzt werden. So wie das geschehen sey, würde sich das Geld, wenn nämlich dergleichen auf dem Acker stehe, nach und nach von selbst auswerfen. So wußte der Scharfrichter sich einen freyen Rückzug zu sichern, ohne nur einmal den Glauben der Betrogenen zum Lückenbüßer zu machen. Die beyden Leute befolgten seine Vorschrift pünktlich, mögen auch wohl oft nach ihrer Büchse gesehen haben, wie wohl ohne die mindeste Wirkung von dem darin befindlichen Papiere zu spüren, während Meister Finster seine zwey Laubthaler in Ruhe verzehrte. Ihr Glaube an seine Kunst war so stark, daß sie diesen mißlungenen Erfolg ihn nicht einmal zur Last legten, sondern sie geriethen vielmehr auf die Vermuthung, es müsse die Büchse nicht auf dem rechten Flecke stehen, und man müsse vermittelst einer Wünschelruthe erst den Standort des Schatzes ausfindig machen. In dieser Verlegenheit erinnerte sich der Schneider Schreiber, daß der Tagelöhner Taubert zu Stadt-Bürgel, welcher vor einigen Jahren erst dahin gezogen, ihm bey einem Besuche erzählt habe, wie sein Vater, der sich in einem Chursächsischen Dorfe, Grossenbocka, niedergelassen, die Wissenschaft verstehe, Brunnen mittelst der Ruthe aufzusuchen. Es wird also eine Reise dahin gemacht, nachdem Taubert befragt wor-

den war, ob es sich wircklich so verhalte. Schreiber eröffnet hier dem alten Taubert die Absicht ihres Besuchs, und dieser fragt nach etwas Erde von dem Acker, wo sie die Ruthe schlagen lassen wollen, und da weder Schreiber noch Martin damit versehen sind, so schickt er selbige ohne Ruthe wieder fort, verspricht aber, nächstens selbst nach Bürgel zu kommen und eine Ruthe mitzubringen. Sein Sohn kommt darauf in nähere Bekanntschaft mit den Schatzlustigen und behandelt nun die Sache auf Kosten des Tischlers Martin. Die Begierde nach dem eingebildeten Schatze war so heftig, daß Schreiber die Ankunst des alten Taubert nicht erwarten, sondern einen Theil Erde von dem Martinschen Acker nach Grossenbocka tragen wollte, als er von dem jungen Taubert erfuhr, daß die sehnlichst erwartete Wünschelruthe angekommen sey. Dieser ging nun mit ihm auf den Acker, und ließ sie schlagen, zeigte auch den Fleck an, wo das geschehen, und wo der Schatz liegen sollte. Der Tag zum Einhauen wurde festgesetzt, nachdem noch eine vierte Person, der Schneider Zink, von Tauberten zum Mitgenossen ausersehen worden war. Nun wurde gemeinschaftlich verabredet, was dabey zu beobachten seyn möchte. Taubert nahm die Miene des Sachverständigen an, unterrichtete seine Consorten von der Lage des Schatzes, und wie derselbe nur eine halbe Elle tief in einem Kessel stehe, der an ei-

ner eichenen Säule verwahrt sey. Er warnte sie auch, sich durch Umsehen nicht unglücklich zu machen. Mit Hacken und Schaufeln versehen, gehen sie nun an den Ort, wo die Wünschelruthe geschlagen haben sollte, und hacken ein. Wie nun das Loch eine halbe Elle tief gemacht ist, und weder ein Kessel, noch eine eichene Säule zum Vorscheine kommt, so giebt Taubert vor, sie dürften nun nicht länger hier verweilen, weil etwas vorgegangen, wodurch ihr Unternehmen auf heute vereitelt worden sey. Sie lassen also ab, und gehen nach Hause. Drey Tage darauf erzählt Taubert: in verwichener Nacht sey unter dreymaligen Anpochen ein Geist vor seinem Fenster erschienen. Auf seine Anrede: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn! was thust du?" habe er geantwortet: Ich auch. Auf Befragen: Was ist dein Begehren? — Ich will erlöset seyn. — Womit willst du erlöset seyn? — Morgen auf den Abend sollt ihr es erfahren. — Taubert betheuerte diese Erscheinung, und machte seinen Consorten die Nothwendigkeit begreiflich, daß sie zusammen halten, und den Ausgang der Sache abwarten müßten; außer dem koste es ihnen allen binnen Jahr und Tag das Leben. Der Geist werde selbst auf dem Acker seyn und angeben, was zu seiner Erlösung geschafft werden solle. Den andern Tag versammelten sich diese Leute in der Martinschen Wohnung, und gingen in der Nacht voller Erwartung wieder nach dem Acker

zu. An der Gartenecke, beym Jenaischen Fahrwege, mußten der Tischler Martin und die beyden Schneider, Schreiber und Zink, stehen bleiben, und Taubert begab sich allein zu dem noch 50 Schritt davon entfernten Loche. Jenen prophezeyete er das größte Unglück, wofern sie einen Schritt weiter thun oder sich umsehen würden. Er für seine Person habe nichts zu fürchten, er sey fest. Wie er nun bey dem Loche stand, sahen die Zurückgebliebenen etwas Weißes um ihn, das sie anfangs für Schnee hielten, bis es in die Höhe flatterte. Sie hörten Tauberten auch mit Jemand sprechen, dessen Stimme ganz weich und klar, wie eine Weiberstimme gewesen seyn soll. Sie waren völlig überzeugt, daß dies Niemand anders, als der Geist gewesen seyn könne. Taubert bekräftigte solches bey seiner Zurückkunft, und erzählte, der Geist hieße Maria Magdalena Tümpling, und wolle den Schatz, welcher in 4 Millionen bestehe, hinbringen wohin sie ihn haben wollten, wenn binnen zwey Mal 24 Stunden 25 Stück Kronthaler geschafft würden, indem damit dieser Schatz versetzt sey; außerdem müsse er noch 20 Jahre stehen. Taubert dringt auf Beyschaffung dieser Summe, sonst müßten sie alle binnen Jahr und Tag sterben. Da nun keiner diese Münzsorte kannte, so tritt der Schneider Zink, der ehemals Kaiserl. Soldat gewesen war, auf, und spricht, es würden wohl Laubthaler darunter zu ver-

sehen seyn; denn er erinnre sich, daß man im Oestreichschen die Französischen Laubthaler, Kronthaler genannt habe. — Erfreut über diese Auskunft, läßt sich der Tischler Martin, welcher unter ihnen der einzige ist, der 25 Laubthaler zu schaffen vermag, und dem die übrigen vorläufig drey Millionen auf seinen Antheil des Schatzes versprechen, einfältiger Weise bereden, diese 25 Laubthaler in Jena: Löbnitz zu borgen. Seine Consorten erhielten so gleich Nachricht davon, und Abends 10 Uhr sind sie abgeredeter Maßen bey ihm versammelt. Nach Tauberts Vorschrift muß nun Martin das Geld auf ein Papier zählen, und in einem neuen leinwandenen Mannsärmel, der noch nicht zugenäht ist, verknüpfen, auch einen drey Ellen langen Stock von Haselnuß herbey schaffen. Mit diesen Sachen versehen, gehen sie nach dem Loche zu. Bey der Gartenecke am Jenaischen Wege müssen Schreiber und Zink Halt machen, Martin aber mit dem Geldsäckchen dem vorausgehenden Taubert folgen. Ungefähr 6 Schritt davon stehen sie still, und Martin erblickt den Geist — eine ganz weiße Figur, fast von der Länge eines Menschen, am obern Theile spitzig, ohne Arme und Beine. Taubert nimmt ihm das Geldsäckchen ab, hängt es an den Haselstock und übergiebt es dem Geiste, worauf Martin die Worte hört Morgen um 12 Uhr! Er sieht zwar nicht, ob und wie der Geist das Geld zu sich genommen,

weil Taubert bey dessen Hinreichung vor ihm gestanden hatte; Taubert aber versichert es ihm, und sagt, des Geistes Hand sey schneeweiß gewesen. In der Nacht des andern Tages um zwölf Uhr findet sich nun die Gesellschaft unter Tauberts Voraustritte auf dem Acker ein; es ist aber weder der Geist, noch ein Schatz zu sehen. Taubert gukt in das Loch, und geht mit starken Schritten, ohne nur ein Wort zu reden, nach der Martinschen Wohnung zurück, die übrigen folgen ihm stillschweigend nach. Nun klagt Martin wegen seiner 25 Laubthaler, und fürchtet, darum betrogen zu seyn. Taubert tröstet ihn, schiebt alle Schuld auf den Scharfrichter Finster, der ihnen einen Possen gespielt haben müsse, und macht ihm Hoffnung, daß derselbe hieher kommen und ihnen den Schatz verschaffen werde. Da er aber nicht kommen will, so gehen dem betrogenen Tischler endlich die Augen auf. Er behauptet, seine Laubthaler stäken unter seinen drey Schatzgenossen, und diese läugnen es. Er dringt darauf, daß sie wenn sie ein gutes Gewissen hätten, mit ihm zum Scharfrichter Finster gehen sollten, und sie thun es, treffen aber den Schlaukopf nicht an. Die mißlungene Schatzgräberey wird endlich in der Stadt bekannt; Martin zeigt sie dem Fürstl. Justizamte an, welches wegen Verhaftnehmung der Schatzgräber so gleich das Nöthige verfügt. Aber sie waren fort, nebst noch einem Bürger, Nahmens Gottfried

Thiele, welcher den Geist vorgestellt hatte. — Der Aberglaube von verbannten Schätzen und Geistern war also hier die Veranlassung zum Ruine von fünf Bürgerfamilien.

X. Ueber den Unfug der Wünschelruthe, des Feuerbesprechens und der zauberischen Schweinschneider.

Zu dem Schatzgraben wird bisweilen auch die Wünschelruthe (Wickerruthe) gebraucht. Eine solche Ruthe ist von einer Haselstaude, hat die Gestalt einer Gabel, und muß gegen Aufgang der Sonne gewachsen seyn. Wer sie abschneiden will, muß in dem Zeichen der Wage geboren seyn. Während des Abschneidens, welches in der Johannisnacht zwichen 11 u. 12 Uhr, und zwar über dem Punkte geschehen muß, wo die Nebenzweige heraus gewachsen sind, werden gewisse gotteslästerliche Worte gesprochen, welche anzeigen, daß solche Leute, welche Wünschelruthen schneiden, Schätze suchen, auch Glauben haben, daß Gott ihnen bey ihrem thörichten Vorhaben helfen werde, oder nach gebrauchten gewissen Formeln helfen müsse. — Auch werden Wünschelruthen verfertigt, und es giebt Leute, welche vorgeben, diese Kunst zu besitzen.

Durch das Schlagen dieser Ruthe sollen alle verborgene Dinge, vorzüglich die vergrabenen Schätze, auch Erzgänge, Wasserquellen, verirrtes Vieh, Mörder, Diebe, unbekannte Wege rc. entdekt, und sogar auf vorgelegte Fragen richtige Antworten gegeben werden. Man hat dadurch erforschen wollen, ob Jemand todt oder lebendig, gesund oder krank; ob eine Frau schwanger sey, ob sie einen Sohn oder eine Tochter trage; zu welcher Zeit Jemand geboren; wie hoch die Sonne von der Erde: ob ein Satz wahr sey; ob die Planeten bewohnt; der Feind fern oder nahe sey? wo die im Meere versunkenen Waaren liegen? So wie man für den sonderbarsten Satz Gründe anführen kann, so hat man auch die Wirkungen der Wünschelruthe dadurch erweisen wollen, daß die metallischen Dünste durch die Wurzeln in die Haselstaude übergingen, und sich mit den Zweigen und Blättern vereinigten. Weil nun die zusammen gezogenen Dünste eine Schwere hätten, und die aus der Erde kommenden Dünste, vermöge der anziehenden Kraft, welche die Körper von einerley Materie gegen einander äußern, sich mit ihnen vereinigten, so werde dadurch die Wünschelruthe schwerer gemacht und müsse sich beugen, wenn sie über einen Ort gehalten werde, wo Metalle sich befänden. So wie die Magnetnadel sich drehe, wenn man ihr Eisen nahe bringe, so soll auch die Heselnußstaude eine natürliche Kraft haben, sich zu den Metallen zu nei-

gen. — Andere sagen, die Ruthe schlage, weil sie die Kraft habe, etwas anzuzeigen; und das ist doch so viel als nichts gesagt, denn es wird dabey etwas als erwiesen voraus gesetzt, was noch nicht erwiesen ist. Kein vernünftiger Bergmann hat mit der Wünschelruthe zu schaffen; jeder hält sie für etwas Betrügliches. Sie schlägt nicht nur da, wo Metalle sind, sondern an jedem andern Orte. Der Grund davon liegt in der Federkraft und Schwere. Nach der Vorschrift des Ruthengängers muß man, wenn die Ruthe schlagen soll, die Arme fest an die Brust drücken, die Hände vom Leibe abhalten, und sie so fassen, daß die Daumen an beyden Enden anstoßen. Vermöge ihrer Schwere fängt sie nun an, sich herunter zu bewegen. Wenn man sie über einen Beutel voll Geld hält, so wird sie schlagen; sie wird es aber auch, wenn man sie über ein Stück Holz oder über nichts hält; kurz, sie schlägt immer, man mag sie halten, wie oder worauf man will. Die fleischigen Theile der Hände und Arme können nämlich das Drücken nicht lange aushalten; sie lassen in ihrer Wirkung nach, ohne daß man es merkt; daher ihre Bewegung.

Die Monate vom April bis zum September sollen die besten zum Schlagen der Wünschelruthe seyn; die besten Stunden aber Sonntags früh von 4 bis 5 Uhr, und Mittags von 11 bis 12 Uhr. Auch

sollen Sonntagskinder, Sanguinische und Phlegmatische, das heißt, Menschen von heftiger oder kalter Gemüthsart, die glücklichsten Ruthengänger seyn.

Die, welche durch die Wünschelruthe etwas Außerordentliches erfahren wollten, bestanden zuletzt doch immer mit Schimpf, oder wurden als Betrieger entdeckt. Zwar leidet es keinen Zweifel, daß durch die Wünschelruthe auch schon verborgene Dinge entdeckt worden sind; aber alle Wahrsagerkünste treffen und fehlen, in den allermeisten Fällen schlagen sie fehl, am Ende entdeckt sich ihr Betrug. So wurde ein listiger Bergmann, der eine Wünschelruthe hatte, mit einem wohlhabenden Bauerburschen bekannt, und versicherte diesen, daß er durch sie schon verschiedene Schätze entdeckt habe. Aber die Geschichte endigte sich wie alle der Art; der Bauer wurde nämlich um 50 Thaler betrogen, welche der Bergmann ihm abgelockt, und womit er sich entfernt hatte.

Von dem Entstehen des Feuers hat man mehrere sonderbare Meinungen. Wenn Hunde heulen, sagte man, so entsteht ein Feuer. Freylich, wenn der Hund die Flamme auflodern sieht, oder sie ihm gar nahe kommt, so heult er. Aber wie oft heulen Hunde, und es entsteht dennoch kein Feuer. Wenn geläutet wird, und die Uhr zugleich schlägt, so soll es Feuer bedeuten. Aber wie oft geschieht auch das, ohne daß ein Feuer darauf

folgt. In Städten, wo mehrere Uhren sind, die nicht gleich gehen, geschieht es oft, daß Uhren zu eben der Zeit schlagen, wenn z. B. zu Grabe geläutet wird. Wie oft würde da eine Feuersbrunst entstehen müssen! Wenn es nach diesen Anzeigen irgend einmal geschahe, daß ein Feuer ausbrach, so war es Zufall. Kann der Unvorsichtige dadurch bewogen werden, mit dem Feuer behutsamer umzugehen, wenn der Zeiger einmal in das Läuten geschlagen hat, so könnte er die Meinung beybehalten. Aber, er würde außer dieser Anzeige desto unbedachtsamer seyn, und desto mehr Unheil anrichten. Auch wenn ein Bienenschwarm sich an ein Haus hängt, soll es Feuer bedeuten. In einer gewissen Stadt geschah es, daß ein Bienenschwarm sich an das Rathhaus, und ein anderer bald darauf an die Hauptkirche hing. Man war beyde Mal darüber in großer Sorge. Aber die Kirche so wohl als das Rathhaus stehen noch unbeschädigt. Wenn man mit Licht und Feuer vorsichtig verfährt, nicht mit Laternen oder gar brennenden Tabakspfeifen auf Böden und Scheunen geht, so wird kein Feuer entstehen, wenn auch alle jene und noch andere Anzeigen vorher gegangen wären. — Von dem Hirschkäfer glaubt man, daß er zwischen die an seinem Kopfe befindlichen Zangen eine glühende Kohle nehme, sie in Scheunen, Heuböden u. s. w. werfe, und dadurch Feuersbrünste verursache; daher er auch von einigen Feuerträger genannt wird. — Als Ma-

de frißt der Hirschkäfer im Eichbaume 6 Jahre Holz, verpuppt sich dann, und wenn er auskriecht, so ist seine Haut weich, und vor seinem Kopfe bleibt gewöhnlich etwas von zernagtem Holze einige Tage und so lange sitzen, bis seine Haut an der Luft hart geworden ist, welches, gleich faulem Holze, im Finstern einen Schein von sich giebt, und zu jener Fabel Anlaß gegeben hat. Auch dieses Vorgebens hat man sich bedient, um den gegründeten Verdacht abzuwenden, in welchen man wegen eines entstandenen Feuers gekommen war. Oft bleibt die Ursache von der Feuersbrunst verborgen, und am Ende soll sie ein — Hirschkäfer veranlaßt haben.

Bey der Feuersbrunst, die am grünen Donnerstage 1790 die Fürstl. Reuß. Stadt Zeulenrode verwüstete, gab man vor, man habe lange zuvor gewußt, das es in Zeulenrode etwas Außerordentliches geben werde, weil beym Horchen in den zwölf Nächten etwas Ungewöhnliches bemerkt worden sey. Ein Mann hatte nämlich früh um 5 Uhr einmal eine feurige Kugel in der Luft über der Stadt gesehen; man wollte Wasser schöpfen, läuten, stürmen gehört haben. Einer hatte diesen, der andere jenen bedenklichen Traum gehabt; ja, kurz zuvor soll es der Herr Oberpfarrer Viehweg so gar auf der Kanzel gesagt haben, indem er die Leute zur Besserung ermahnt und sie bedroht hatte, daß Gott sie strafen werde,

wofern sie sich nicht besserten. Nun sagte man, er habe es gewußt, und um deswillen schon vorher eingepackt. Allein seine Wohnung wurde etwas später vom Feuer ergriffen; und doch verlor er immer noch viel. Auch sagte man, das Unglück hätte vermieden werden können, wenn der Mann, bey dem das Feuer ausgekommen, nur gleich um sein Haus herum, und auf dem nächsten Wege in das freye Feld hinaus gesprungen wäre; aber er sey mitten durch die Stadt gelaufen, und da das Feuer einem solchen Manne nachzuziehen pflege, so habe es die ganze Stadt angreifen müssen. Es wurde prophezeyet, daß noch die ganze stehen gebliebene Greizer-Vorstadt abbrennen, und der Stadt Greiz ein großes Unglück begegnen werde; ja, sie hätte schon abbrennen müssen, wenn man nicht sorgfältig gewacht hätte. Man war der Sache so gewiß, daß man die Straße, das Haus und so gar die Stunde nannte, da das Feuer auskommen werde. Und wirklich waren hier viele, selbst angesehene Leute, in Angst und Furcht, indem sie glaubten, daß die Prophezeyungen erfüllt werden würden. Dergleichen Unglücksvorhersagungen verbreiteten sich damals im Voigtlande auf 6 bis 8 Meilen weit. Die Gründe dieser Prophezeyungen waren: 1) die Anzeigen bey dem Horchen in den zwölf Nächten; 2) weil die Thüren des Feuerspritzenhauses einige Mal offen gewesen waren, (vermuthlich eine Wirkung des einige Zeit heftig gehen-

den Windes); 3) weil am Marienfeste die Sonne blutroth untergegangen war. — Dies kam aber daher, weil zu eben der Zeit viel brennbare Dünste in der Luft, zwischen den Augen der Menschen und der Sonne, waren, daher die Sonne selbst roth scheinen mußte, wie dies manchmal, besonders im Frühlinge und Herbste, der Fall ist; — 4) weil die Hunde geheult hatten, — (bey dem heftig gehenden und schneidend kalten Winde mag wohl mancher Hund ziemlich gefroren haben); 5) weil es ein Bettler prophezeyet hatte. — So sehr spukt der Aberglaube noch in den Köpfen, und gewiß ist durch ihn das Elend der Einwohner von Zeulenrode noch schrecklicher geworden, da sie in ihrer durch denselben verunstalteten Religion keinen Trost fanden, sondern durch die Vorstellung eines erzürnten Richters, der sie unglücklich machen wollte, ganz danieder gedrückt werden mußten.

Das Feuer hat eine außerordentliche Kraft. Es dringt wegen seiner Feinheit in die Zwischenräume des Holzes und der Metalle, verwandelt jenes in Asche und schmelzt diese, so wie dadurch Steine in Kalk rc. verwandelt werden. Es ist eine sehr große Wohlthat für Welt und Menschen; denn es bringt alle Früchte zur Reife, giebt dem Körper die gehörige Wärme, und bewahrt ihn vor Erstarren. Alles wird dadurch belebt. Schon aus der großen Gewalt,

die es hat, ersieht man, daß es Thorheit sey, das

Feuer besprechen

zu wollen. Juden, Zigeuner, Kohlenbrenner sind die Helden, die das zu können vorgeben. Die Juden haben zweyerley Arten, dies zu thun, und wählen dazu einen erhabenen Ort, von dem sie das Feuer übersehen und anreden können. Der Jude läßt sich eine Pfanne mit glühenden Kohlen, nebst einer Gießkanne voll Wasser geben, sieht mit unverwandten Augen das Feuer an, murmelt die Worte aus 4 B. Mos. 11 V. 2. auf Hebräisch her: „Da schrie das Volk zu Mose, und Mose bat den Herrn, da verschwand das Feuer.“ Indem er langsam die Worte sylbenweise herspricht, gießt er immer ein wenig Wasser auf die glühenden Kohlen, und glaubt dann, das Feuer müsse verschwinden, oder doch, wenn dies — wie immer — nicht geschieht, es werde nun mit leichter Mühe gelöscht. Andere feuerbesprechende Juden suchen bey einer Feuersbrunst ein Haus, das noch nicht angegangen ist, dadurch zu retten, und dem weitern Vordringen des Feuers zu wehren, daß sie mit Kreide entweder die vorgedachten Worte, oder den Schild Davids, mit dem Worte Agla, oder den göttlichen Namen Adonai anschreiben. Unter dem Schilde Davids denken sich die thörichten Feuerbesprecher eine gewisse Figur, welche David, ihrem Vorgeben nach, auf seinem Schilde soll gehabt haben. Sie besteht aus zwey un-

ter, und etwas in einander stehenden Triangeln, in deren sechs Winkeln, wie auch in der Mitte das Wort Agla mit Hebräischen Buchstaben geschrieben steht. Dieses Wort bedeutet an sich nichts, sondern es zeigt nur die Anfangsbuchstaben von den vier Hebräischen Worten an: „Attah Gibbohr, Leolam Adonai; das heißt: du bist stark in Ewigkeit, Herr!" Sieben Mal steht das Wort Agla in der beschriebenen Figur; denn die Zahl 7 wird unter den Juden so heilig geachtet, als die Zahl 3 unter den Christen. Ist das Haus schon angegangen, so schreiben sie jene Worte aus dem 4ten Buche Mosis auf eine Brodrinde, auf Papier oder einen Teller, gehen, wenn sie können, drey Mal um das Feuer herum, und werfen das hinein, was sie so beschrieben haben. Davon, meinen sie, verschwinde das Feuer ebenfalls. Die Juden sind davon sehr eingenommen, daß gewisse Worte des alten Testaments eine verborgene Kraft hätten, und sie glauben es immer fort, ungeachtet sie schon oft von dem Gegentheile hätten überzeugt werden können. Wenn aber Christen sich ihrer bedienen, um durch sie das Feuer zu dämpfen, so ist dies eine weit grössere Thorheit, und sie bestärken jene in ihrem Irrthume. Jenen biblischen Worten ist nirgends eine Kraft verheißen, das Feuer zu löschen; und es ist ein Mißbrauch des Namens Gottes, wenn man ihn auf irgend eine Weise braucht, um dies dadurch zu bewirken.

Auch

Auch bedient man sich eines gewissen Feuerse-gens, wobey der Feuerbesprecher drey Mal um das Feuer reitet, jedes Mal eine Strophe langsam her-sagt, und dann in einen Teich hinein reitet, um nicht von dem Feuer verzehrt zu werden, welches nun aus allen Winkeln her ihn verfolgen soll.

Hilft das Besprechen nicht, so sagt der Jude, es müsse ein verfluchtes Feuer gewesen seyn; aber dann ist jedes Feuer verflucht gewesen, denn bey kei-nem hat es noch geholfen. Der große Hause denkt, jeder Fürst könne das Feuer besprechen, weil, wenn dieser eine Weile da ist, das Feuer gewöhnlich sich zu vermindern anfängt. Allein, wenn der thätige Fürst bey entstandenem Feuer den Unglücklichen zu Hilfe eilt, durch seine Gegenwart alle belebt, zur Tilgung des Feuers kluge Anstalten macht, so wird es ohne Segensprechen gedämpft. Haben die Häuser eine sol-che Lage, daß er um dieselben herum reiten kann, so können die feuerlöschenden Maschinen besser ange-bracht, und das Feuer geschwinder gedämpf werden. Gott hat ein anderes Element, das Wasser, den hef-tigen Wirkungen des Feuers entgegen gesetzt; kommt nun jeder den Nothleidenden zu Hilfe, wie es die Menschenliebe fordert, und folgt er, bey anhalten-der Arbeit, den geschikten Anordnungen der Obern, so wird es ohne thörichte Mittel gelöscht. Glücklich ist das Land, wo zum Feuerlöschen vortrefliche Anstal-ten sind!

Ein sichereres Mittel gegen die schnelle Ausbreitung des Feuers ist gewiß dieses: Man nehme drey Theile geschlämmten Ton und einen Theil Mehlkleister, und bestreiche damit die Sparren und andere Theile des Hauses, die den Angriffen der Flamme ausgesetzt sind, nachdem man das Holz zuvor rauh gemacht hat. Nach dem Trocknen fülle man damit die entstandenen Ritzen wieder aus, so wird dadurch die Flamme von dem Holze gar sehr abgehalten werden. Diese Absicht kann man auch dadurch erreichen, wenn das Zimmerholz oft mit starkem Alaunwasser überstrichen wird. — Oder man nehme reine, helle Seifensiederlauge, die so stark ist, daß sie ein frischgelegtes Hühnerey trägt, allenfalls auch nur trübe Holzaschenlauge, und spritze sie mit einer gewöhnlichen Feuerspritze in das Feuer. Die Wirksamkeit dieses Mittels übersteigt allen Glauben. Versuche, welche damit angestellt wurden, haben gelehrt, daß damit sehr trocknes und leicht entzündbares Holz und Stroh unter einander, bald gelöscht worden ist. Ja, man hat Terpentin, Theer und Pech, von jedem drey Pfund, in einer großen eisernen Pfanne unter einander geschmolzen, dann angezündet, mit Lauge hineingespritzt, und das Feuer dadurch so gleich gelöscht, da es von anderm Wasser, welches zuvor hinein gespritzt wurde, noch vermehrt worden ist. Damit noch nicht zufrieden, hat man auch über die eiserne Pfanne Feuer machen lassen, so daß die darin be-

findliche Masse äußerst heiß und flammend geworden, und aus der Pfanne heraus und in das Feuer selbst gelaufen ist, wodurch es also noch vermehrt wurde. Durch trübe, darein gespritzte Lauge ist die sehr starke Flamme augenblicklich ausgelöscht worden. — Da man aber, um ein entstandenes Feuer so gleich löschen zu können, eine gewisse Menge heller Seifensiederlauge oder trüber Holzaschenlauge vorräthig haben muß, so müßten in jedem Spritzenhause beständig einige Fässer voll Lauge vorräthig gehalten werden, und, damit solche auch bey strenger Kälte nicht einfriere, müßte man den dritten oder vierten Theil Kochsalz darunter mischen, wodurch zugleich die feuerlöschende Kraft der Lauge noch vermehrt werden würde. Oder die Seifensieder jedes Orts müßten stets eine gewisse Menge solcher Lauge zum Gebrauche im Nothfalle bereit halten. Man sollte ferner in jedem Spritzenhause immer ein Faß voll zarter, durch ein Mehlsieb gereinigter Holzasche auf einer Schleife vorräthig haben, oder einen jeden Hausbesitzer anweisen, eine gewisse Menge fein abgesiebter Holzasche zum Feuerlöschen in seinem Hause aufzubewahren. Endlich würde es auch sehr nützlich seyn, wenn man in jedem Spritzenhause einige Fäßchen mit feinem Pottaschenpulver aufbewahrte, wodurch man in kurzer Zeit eine helle starke Lauge verfertigen könne.

Oft schon war ein Feuerbesprecher die Ursache, daß die zu Hilfe geeilten Menschen in ihren Arbei-

ten nachließen, das Feuer von neuem aufloderte, und größere Verwüstungen anrichtete. So entstand in einem Städtchen eine Feuersbrunst, als ein solcher Feuerbesprecher zwey Strohhalme kreuzweise in die Hand nahm, und den Feuersegen hermurmelte. Dabey aber ließ er es nicht bewenden, sondern suchte die Leute zu bereden, sich um weiter nichts zu bekümmern, weil das Feuer nun nicht weiter kommen könne. Viele ließen sich dadurch wirklich vom Löschen abhalten, und so schlug die Flamme aufs neue wieder aus dem Strohdache eines andern Hauses hervor. Ein Beamter aber kam dazu, ermunterte zur Arbeit, und machte Anstalten, daß die Wuth der Flamme gehemmt wurde. Das Haus aber, welches nach dem Feuerbesprechen angegangen war, konnte nicht gerettet werden, sondern ward ein Raub der Flamme.

Bey einem Brande in Salzungen sah ein Einwohner, bey welchem man eine richtigere Denkart hätte voraus setzen können, die Flamme seinem Hause näher kommen, und einige Freunde erboten sich, ihm ausräumen, und seine Mobilien retten zu helfen. Kaltblütig antwortete er, es sey nicht nöthig; er habe die besten Vorkehrungen gegen die Gefahr getroffen. Alles Zureden war bey ihm vergebens; und in einer halben Stunde sah man sein Haus in Flammen; er rettete nur außerordentlich wenig von seinen Habseligkeiten. Ein alter Jude, welchen man

bey ihm sah, hatte das Feuer besprochen; darauf verließ sich der Mann, und erfuhr das Triegliche dieses abergläubigen Mittels zu seinem großen Schaden.

Abergläubiges Mittel der Schweinschneider die Bräune zu heilen.

Unter den Schweinen entsteht bisweilen eine Krankheit, die Bräune genannt. Sie ist ansteckend, und in kurzer Zeit können viele daran sterben. Wenn sich diese Krankheit unter dem Viehe einfindet, so pflegen die Landleute, auf Anrathen unverständiger Schweinschneider, ein großes Feuer an einem engen Platze anzumachen, um mit Gewalt die Heerde mitten durch dasselbe zu jagen, und davon soll die Bräune aufhören. Dieses Feuer wird nicht auf die gewöhnliche Art angemacht, sondern durch Reiben erregt, weil es sonst nichts hilft, wie sie glauben. In dieser Absicht bohren sie in einen Pfahl ein Loch, in dasselbe stecken sie ein trockues Stück Holz, das sie mit Pech und andern feuerfangenden Materien beschmieren, bewickeln es mit einem Stricke und zwey Personen an jeder Seite ziehen es nun so lange hin und her, bis der herumgeschlagene Strick davon anbrennt. Dann machen sie ein großes Feuer damit an, in welches sie zerrissene Lumpen und andere Dinge werfen, die einen übeln Geruch verursachen. Dieses Feuer nennen sie Nothfeuer. Man glaubt, daß es zwey Brüder oder wenigstens zwey Personen, die einerley Taufnamen haben, seyn müßten, auch müsse es vor

Aufgang der Sonne geschehen, und im ganzen Dorfe dürfe während dieser Zeit kein Feuer auf einem Herde seyn. Wenn das nicht beobachtet wird, sagen die Leute, so kann man durch das Ziehen am Stricke kein Feuer bekommen. — Das gewaltsame Treiben der Schweine durch das Feuer, und der Schreck, in den sie dadurch versetzt werden, kann allerdings von gutem Erfolge seyn, und die Bräune stillen. Aber man entferne nur die abergläubigen Gebräuche und Meinungen, schlage gleich Feuer an, oder nehme es vom Herde, und es wird denselben Erfolg haben. Man mag den Strick vor Aufgang der Sonne ziehen, oder wenn sie schon hoch am Himmel steht; es mögen Brüder und Personen mit einerley Taufnamen, oder ganz Fremde und mit ungleichen Namen seyn; man mag dabey stillschweigen oder sprechen; es mag auf allen Herden im Dorfe Feuer seyn, oder auf keinem, so wird dennoch das Feuer durch das Reiben auf beschriebene Art gewiß erregt werden. Eine andere abergläubige Art, die Bräune zu heilen, ist die, daß, wenn die jungen Schweine damit befallen werden, man eins davon lebendig in die Erde gräbt, und dann sich einbildet, daß dadurch die andern von ihrer Krankheit befreyet werden.

XI. Ist es gut, sein künftiges Schicksal zu wissen.

Wir wollen immer glücklich seyn, daher entsteht der Wunsch, die Zukunft zu erforschen. Sollten wir aber, wenn uns die Zukunft aufgedeckt würde glücklicher seyn, als wir jetzt sind? und sollte nicht dieses Vorherwissen unser Glück auf mehr als eine Art hindern? Gesetzt, ein junger Mensch wüßte vorher, daß er zu einer gewissen Zeit durch Erbschaft oder auf eine andere Art reich werden sollte; würde er dann wohl fortfahren, so fleißig und tugendhaft zu seyn, als er bisher war, da er nun weiß, daß sein Glück nicht mehr von diesen Bemühungen abhängt? Wir erwarten von der Zukunft immer das Beste; dies spornt unsern Fleiß, und macht uns thätig. Wüßten wir vorher, daß unsere Bemühungen, wie es zuweilen wohl der Fall ist, vergebens wären, oder wenigstens die gewünschten Folgen nicht haben würden, so würden wir in dem Bestreben zu größerer Vollkommenheit lässig, folglich unglücklicher werden. Man erzieht Kinder und freut sich ihres künftigen Glücks; sähe man das Gegentheil im Voraus, wie würde dann dieser Eifer erkalten. Wir genießen jetzt ein Glück, und freuen uns; wenn wir aber das kommende Mißgeschick kenneten, so würden wir das gegenwärtige Gute darüber vergessen, und unsere Ta-

ge in ängstlicher Erwartung der Zukunft hinbringen. Wie würde der Bräutigam am Altare zittern, wenn er in prophetischen Stimmung die Geliebte im Todeskampfe sähe! — Auf der andern Seite, wenn wir in dem gegenwärtigen Unglücke die künftigen glücklichern Zeiten sehen könnten, so würden wir die Mittel, durch deren weise Anwendung wir allein dazu gelangen können, ungebraucht lassen, und so den Zweck verfehlen.

Darin, daß die Zukunft uns verschlossen ist, liegt ein Theil des menschlichen Glücks; und eben darum hat sie uns Gott weislich verborgen. Eine längst erwartete glückliche Begebenheit, von welcher wir gewiß wissen, daß sie eintreffen wird, verliert einen großen Theil von ihrem Reize, wenn sie wirklich kommt; dagegen das Unerwartete durch seine Neuheit uns mehr erfreut. Hätten wir keine Hoffnung (und die würden wir nicht haben, wenn die Zukunft offen vor uns stände) so müßten wir ein einfaches, freudenleeres Leben führen! Wie viel größer würde hingegen das unvermeidliche Mißgeschick seyn, das wir Jahre lang voraus sähen! Auch unsere Standhaftigkeit, unsere Entschlossenheit und Geduld, so wie überhaupt unsere Tugend wird durch das Ungewisse geprüft, bewährt und vergrößert. Dank sey der Vorsehung, daß sie uns die Zukunft verbarg; aber das Bemühen der Menschen, sie zu ergründen, ist fast ungemessen.

Die Sterne, die Züge im Gesichte und in den Händen, und so vieles Andere sollen sie eröffnen. Wahrscheinlich würden alle die thörichten Gaukeleyen, welche das Unbekannte bekannt machen sollen, verschwinden, wenn man sich von der Wahrheit des Satzes überzeugte: Es ist nicht gut, sein künftiges Schicksal zu wissen.

XII. Allerhand Teufelsspukereyen.

Dem Teufel eine gewisse Macht über Welt und Menschen zuschreiben, ist Irrglaube; und wenn man denkt, er könne mit Menschen in Verbindung treten, Sturmwinde, Hagel u. dgl. erregen, so ist es barer Aberglaube.

Daß man aber in unsern Zeiten keineswegs aufgehört hat, Erscheinungen und Wirkungen des Teufels zu glauben, davon hat man noch leider! mehr als zu viel Beweise.

In Melchendorf, einem Erfurtisch-katholischen Dorfe, eine Stunde von der Stadt, kam eine Frau in das Kindbett. Einige Tage nach ihrer Niederkunft hört man des Abends in der verrufenen Mitternachtsstunde die Kuh im Stalle blöken. Der Mann will hingehen, und sehen, ob sich etwa der Ochse los gerissen habe; denn die Kuh pflegte gemei-

niglich zu schreyen, wenn dies geschah. Was? — sagte die Frau, welche es sich auch hatte in den Kopf setzen lassen, daß der Teufel bey Kindbetterinnen sein loses Spiel treibe — du willst zwischen 11 und 12 Uhr in den Stall gehen? Könnten wir nicht das größte Unglück haben? Wer weiß, ob nicht der böse Feind die Kuh blöken macht, um dich zu überfallen, wenn du hinaus kommst; und mich könnte der Kobold berücken, und mir einen Krüppel für mein gesundes gerades Kind hinlegen, wie es solche Exempel giebt. — Der Mann, der sonst eben nicht furchtsam war, gab den anhaltenden Bitten seiner Frau nach, als er des Morgens um 5 Uhr in den Stall kam, war sein Ochse, der ihn und seine Familie ernähren half, nicht etwa von dem Bösen geholt, sondern von einem Diebe weggetrieben worden. Der Mann berichtete das Unglück mit der größten Bestürzung seiner Frau. Das hätte er aber doch nicht thun, sondern vielmehr die geschwächte Kranke schonen, und weil das Unglück einmal geschehen war, es ihr glimpflich nach und nach beybringen sollen; denn diese wurde todkrank vor Schrecken. Die Leute hatten viele Kinder, und wie leicht hätten diese ihre Mutter verlieren können!

In einigen Gegenden stehen viele Leute in der Meinung, der Teufel komme, mit einem blauen Mantel umkleidet, in die Häuser armer Leute, und

biete ihnen Geld an, oder verspreche, sie mit allem zu versorgen, was sie nöthig hätten; aber unter der Bedingung, daß sie sich mit ihrem Blute in ein bey sich habendes Buch schreiben sollten; und wenn sie sich nicht dazu verstehen wollten, verschwinde er, und lasse einen häßlichen Gestank hinter sich, deswegen nennt man den Teufel auch Blaumantel, wie man ihn anderswo Rothrock oder Pferdefuß heißt. Man erzählt, daß Blaumantel in den theuren Jahren 1770 bis 72 in jenem Geschäfte sich oft habe sehen lassen.

In der Mittes des Jahrs 1784 begab sich in Manheim folgendes: Ein mit hysterischen Zufällen behaftetes Weib bildete sich im Ernste ein, sie sey vom Teufel besessen, und wendete sich daher an den Stadtdechant, mit der Bitte, daß er den schlimmen Gast von ihr austreiben möchte. Dieser schickte sie zum Arzte, damit er die Art ihres Uebels untersuchen und dienliche Arzeneyen verordnen möchte. Die Patientinn aber blieb bey ihrer Meinung, wollte sich nicht helfen lassen, und wurde von andern darin bestärkt. Ein Kapuziner und ein Exjesuit hielten den hysterischen Husten der Kranken für das Bellen eines Hundes, und fingen daher an, durch Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch des heiligen Namens Gottes die unsichtbaren bösen Geister zu bezwingen, und aus der Kranken auszutreiben. Jener Arzt aber ver-

anlaßte, daß die Person in das Spital gebracht wurde, wo sie auch durch dienliche Arzeneymittel geheilt worden ist.

Wer mit dem Teufel einen Bund hat, und will ihn darum betriegen, der soll sich in sieben Jahren nicht waschen und nicht kämmen, noch verlangen, er solle ein Bäumchen wachsen lassen. Weil nun der Teufel das nicht thun könne, so sey der Bund, bey welchem er versprochen habe, alles zu erfüllen, was man verlange, von selbst aufgehoben. Dieser von dem dunkelsten Aberglauben ausgedachte Rath beweist freylich, daß ein Bund mit dem Teufel, selbst von denen, die an solche Gaukeleyen glauben für etwas Böses gehalten werde, hätte aber eben darum als ein entfernter Beweis gelten können, daß ein solcher Unsinn nicht Statt habe. Lange sind jedoch die Menschen bey dieser Meinung geblieben, und man hat sie aus Gründen dabey gelassen, welche denen keine Ehre machen, von welchen es abhing, hier ein Licht in der Dunkelheit anzuzünden. Selbst dann, wenn aus den Vorspiegelungen von den Einwirkungen des Teufels etwas Gutes entstehen könnte, sollte man sich derselben nicht bedienen, sondern auf richtigem Wege seine Absicht zu erreichen suchen. Wenn man z. B., wie dies häufig geschieht, zu Kindern sagt: „Seht des Abends bey Lichte nicht in den Spiegel, der Schwarze guckt euch über die Schulter“ — so ist

dies zwar ein Mittel mehr, sie vor Eitelkeit zu bewahren; aber es wird dadurch auch vor etwas, das doch nie geschieht, Furcht eingeprägt, und ist schändlicher und schädlicher Betrug. Dennoch verfolgte man die, welche dagegen eiferten, oft mit Wuth. Am 21 Sonntage nach Trinitatis stellte der Prediger C. G. Stark an der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin, nach Anleitung der Sonntagsepistel, vor: „Die sanften Rührungen des Christen wider die Versuchungen der Feinde" — und behauptete unter andern, daß in seinem Texte nicht von dem leidigen Teufel die Rede sey, ob er seines Theils gleich das Daseyn des Bösen gar nicht zu läugnen gemeint sey. Dies setzte der vorsichtige Mann ausdrücklich hinzu; aber gleichwohl verfaßte die Dreyfaltigkeitsgemeinde deshalb eine schriftliche bittere Anklage wider ihn, worin es unter andern hieß: „Es ist die größte Unbarmherzigkeit, wenn ein Lehrer auftritt, und die traurige Wahrheit läugnet, das ein Teufel ist. Wenn kein Teufel wäre, so nützte uns auch Jesus nicht." Welch eine Lästerung, und welch ein grober Undank gegen den Stifter der christlichen Religion lag in dieser Behauptung! denn seine herrliche Tugendlehre hat gewiß schon Millionen Menschen beglückt, und ihnen die Hoffnung eines bessern Lebens geschenkt; und doch kann diese gar wohl ohne den Teufel bestehen. Stark ließ seine Predigt drucken, um zu zeigen daß er sich der ihm beygelegten Unbarmherzig-

keit nicht schuldig gemacht habe, und war so barmherzig, sie zum Besten der Armen zu verkaufen, denen er dafür Holz anschaffen wollte, damit sie im Winter nicht frieren sollten? — Die Predigt mag von dem bessern Theile der Einwohner Berlins frisch weggekauft worden seyn, um dem Bösen einen Streich zu spielen, der seine Freude daran haben soll, wenn die armen Menschen frieren müssen.

Fast so ging es dem Prediger Sigfried Wiser an der Josephstädter Pfarrkirche in Wien, welcher am 1sten Fasten-Sonntage 1786 über die Versuchung Christi predigte, und dem Teufel nicht nur den Schwanz, die Bocksfüße und die Hörner absprach, sondern die Versuchung blos für eine innerliche Lust und Reitzung zur Sünde erklärte, ohne daß ein böser Geist in Person dazu gekommen wäre. Das Consistorium fand diese Meinung unrichtig, und es entstand ein allgemeines Geschrey in der Stadt darüber. Dieses kam bis an den Hof, und der einsichtsvolle Kaiser Joseph II. soll im Scherze gesagt haben: „Der Prediger hat den Teufel zu stark in den Schwanz gezwickt, darum schreyt er so!" Wiser mußte nun seine Predigt zum Durchsehen einschicken; man suchte Anstößigkeiten darin, und konnte sie nicht finden. Er wurde verhört; aber da stand er ruhig und lächelnd, und bat nur um Ueberzeugung und Unterricht. Bald sagte man, er habe wider die Mei-

nung der katholischen Kirche, bald, er habe lutherisch gepredigt: kurz, man untersagte ihm das Predigen. Der h. Ostertag war der erste, an welchem Wiser nicht auf die Kanzel kam. Als nun ein Anderer auftrat, entstand ein lautes Gemurre, und der größte Theil der Zuhörer ging zur Kirche hinaus. Man war äußerst aufgebracht, und verschwor sich, alles zu unternehmen, um den rechtschaffenen Wahrheitsprediger wieder zu erhalten. So nannte ihn auch der Sprecher der Deputation, welche deshalb zum Kaiser ging, und bediente sich unter andern der Ausdrücke: „Nun erst sind wir Menschen, gute Hausväter, folgsame Unterthanen, ächte Christen. Geben Ew. Majestät uns nur noch ein Paar solche Prediger, und Sie können ohne Weiters alle Polizey- und Sicherheitswachen abschaffen." Am Ende wußten seine Ankläger nichts, als: er habe anstößig und wider den Sinn der Kirche gepredigt — bis die theologische Facultät urtheilte: „es sey in der Predigt nichts wider die Meinung der Kirche" — worauf Wiser förmlich in das Predigtamt wieder eingesetzt wurde.

Die Meinung, daß der Teufel in allerley Gestalten umher gehe, verbreitete oft Schrecken und Angst. — Im Winter 1786, da tiefer Schnee die Felder deckte, ging der Feldprediger eines in Berlin in Besatzung liegenden Regiments in der Heide vor

dem Teltower Thore spatzieren, und hatte zum Schutze gegen die kalte Witterung einen Mantel übergehangen. In der Heide begegnete er einer armen Soldatenfrau, die mit einem Bunde Strauchholz nach der Stadt zuging, und in deren Gesichte Gram und Kummer ausgedrückt waren. Er läßt sich mit ihr in eine Unterredung ein, und auf die Frage, ob sie auch wohl zuweilen zum Abendmahle gehe? „Ich bin gegangen, und auch nicht gegangen, antwortete sie; denn da ich zum h. Abendmahl gehen wollte, und also den Tag vorher zur Beichte gewesen war, so bin ich gleich darauf so krank geworden, daß es mir nicht möglich gewesen ist. Was meine Noth noch vergrößert, fuhr sie fort, ist, daß meinem Manne verschiedene Wunden, die er aus dem Bayerschen Erbfolgekriege mitgebracht hat, aufgebrochen, woraus viel Unrath, Haare u. s. w. gekommen sind. Wir können nichts anders glauben, als es muß uns von bösen Menschen etwas angethan worden seyn — man muß uns behext haben." Der Prediger suchte ihr diese schädliche Meinung auszureden gab ihr, um ihr Elend einiger Maßen zu mildern, so viel Geld, als er in seiner Tasche fassen konnte, und ging, ohne ihren Dank abzuwarten, in das Gebüsch, aus dem sie Beyde eben gekommen waren. Die arme Frau, die ihn wegen ihrer schweren Bürde, welche ihren Kopf niederbeugte, wohl nicht recht angesehen haben mochte, erschrickt über die Hand voll

Geld

Geld — sie hatte wohl nie so viel auf ein Mal gehabt — sie weiß nicht, von wem es kommt — der Geber ist verschwunden — Hexerey hat sie im Kopfe — fast natürlich war also der Gedanke, der Teufel habe es ihr gegeben, um sie in Versuchung zu führen. Sie kommt bestürzt nach Hause, und erzählt ihren Freunden und Nachbarinnen, der Teufel sey ihr erschienen, und habe ihr eine Hand voll Geld gegeben. Der Feldprediger zufrieden, die Noth dieser armen Frau gemildert zu haben, vermuthet von allen dem nichts, erfährt es aber hernach auf folgende sonderbare Art. Der Inspector und Prediger an der Nicolaikirche in Berlin, der sichs zur Pflicht gemacht hatte, in seinen Vorbereitungsstunden den Kindern jede Art des Aberglaubens auszureden, und besonders die Meinung von dem großen Einflusse des Teufels zu zernichten, lehrte auch jetzt, man müsse dergleichen seltsame Meinungen fahren lassen; denn Christus, der Sohn Gottes, sey in die Welt gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Der Teufel könne also keinem Menschen erscheinen, und Geld oder sonst etwas geben. „Ja, Herr, fängt eins von den Kindern an, vor einigen Tagen ist er wirklich einer Soldatenfrau erschienen, und hat ihr eine ganze Hand voll Geld gegeben.“ Er weiß sich dieses nicht zu erklären, und glaubt, die Frau sey entweder betrogen, oder sie wolle betriegen. Der Feldprediger

kommt aber von ungefähr zu ihm, und giebt ihm Aufschluß über die Geschichte.

Aus der Bibel haben wir den Ursprung des Teufels kennen gelernt. In Katechismen und andern Büchern sieht man die schrecklichsten Abbildungen von ihm. Bücher mit solchen Abbildungen gab und giebt man noch Kindern in die Hände, um ihnen einen Abscheu vor dem Teufel beyzubringen, ohne zu bedenken, daß man dadurch unnatürliche und widersinnige Begriffe in ihnen erzeugt, woraus in der Folge Uebel entstehen, die oft auch durch die Zeit nicht wieder gut gemacht werden können. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn jetzt noch erzählt wird, wie der Teufel, roth gekleidet, in das Wirthshaus gekommen sey, sich an den Tisch gesetzt, allerhand verführerische Reden geführt, und unter den Spielenden Uneinigkeit zu erregen gesucht habe, bis man ein heruntergefallenes Kartenblatt habe aufnehmen wollen, und bey dieser Gelegenheit seinen Pferdefuß gesehen habe, da er denn mit Zurücklassung eines häßlichen Gestanks verschwunden sey. O, die Furcht vor dem Teufel ist allgemein und groß genug. Man darf sie mit grauenvollen Abbildungen und Erzählungen nicht vermehren; sie ist größer, als sie bey Christen seyn sollte. Man schreibt dem Teufel Thaten, die nur die Allmacht verrichten kann, und alle die merkwürdigen Begebenheiten, zu, welche die Vorsehung

aus weisen Absichten geschehen läßt, als ob er eine mit Gott getheilte Herrschaft über Welt und Menschen hätte. Man rede von Gottes Allmacht, von seinen Strafen, daß es bey ihm stehe, glücklich oder unglücklich zu machen — und man wird höchstens einen Seufzer hören. Aber man rede von Bezauberungen durch den Teufel, und von seinen Verwüstungen; man sage, er habe jenem den Hals umgedreht, diesen in die Luft geführt, und unter gräßlichem Geschrey zerrissen — und es wird vom ganzen Herzen geglaubt werden, und Schrecken verursachen. Beweiset dies nicht, daß man den Teufel mehr fürchtet, als Gott? Und wie viel Handlungen der Christen fließen hieraus! — In Wismar zeigt man ein künstlich gearbeitetes eisernes Gitterwerk, welches dem Taufsteine zur Einfassung dient, und den Teufel zum Verfertiger haben soll. Auch in dem Dome in Magdeburg zeigt man Arbeiten von ihm; und in Staßfurth (einem Städtchen im Magdeburgischen) seine Mütze, die er gelegentlich verloren haben soll. Bey einem unweit Halle, im Saalkreise, gelegenen Dorfe, Sennewitz, zeigt man einen sehr großen Stein, den der Teufel vom Petersberge her (eine starke Meile weit) geworfen haben soll, um die daselbst neu erbaute Kirche zu zertrümmern, welche in jener Gegend die erste lutherische gewesen ist. Die Vertiefungen, welche der Regen durch die Länge der Zeit in diesen Stein ge-

macht hat, sollen Eingriffe von seinen Klauen seyn. In Wien zeigt man noch den Ort, wo der Teufel einen lutherischen Schlosserjungen zur Hölle hinab geführt, weil er über eine katholische Religionssache gespottet habe.

Der Teufel kann uns ohne Gottes Zulassung nicht schaden; und wenn er vielleicht darauf bedacht seyn dürfte, so kann er doch seine Absicht ohne diese Zulassung nie erreichen, welches selbst die Geschichte im Buche Hiob beweist, wenn man sie nur recht erklärt. — Ein anderer Beweis für die Wirkungen des Teufels und seine Macht über die Menschen, könnten die Besessenen seyn, welche im neuen Testamente erwähnt werden, und von Jesu und seinen Jüngern geheilt wurden. Wir finden, wenn von solchen Leuten geredet wird, das Wort Dämon, welches so viel als Geist bedeutet. Unter dem Worte Geist kann man aber nicht immer ein lebendiges, persönliches Wesen verstehen, sondern es bedeutet sehr oft nur die Eigenschaft einer Sache. So heißt z. B. der Geist der Zwietracht, die Zwietracht selbst, der Geist der Versöhnlichkeit, die Versöhnlichkeit selbst. Zu den Zeiten Christi aber waren Juden und Heiden gewohnt; alles Böse, besonders aber solche Krankheiten, welche den Körper heftig angriffen und herum warfen, Dämonen zuzuschreiben. Das Geisteraustreiben, das durch Christum und seine Apostel ge-

schah, zeigt also die wunderthätige Gesundmachung der Kranken, der Wahnwitzigen und Rasenden an; denn solche Kranke wurden damals Besessene, oder eigentlich Begeisterte genannt. Wenn daher die Evangelisten erzählen, daß der Heiland einen Dämon ausgetrieben habe, so folgt daraus nicht, daß solche Leute wirklich vom Teufel besessen gewesen sind. Daß Jesus die falschen Begriffe, welche die Juden von solchen Personen hatten, gebilliget habe, folgt daraus eben so wenig; denn ein weiser Mann richtet sich, besonders wenn er Volkslehrer ist, nach dem im gemeinen Leben eingeführten Sprachgebrauche, um verstanden zu werden, ohne die irrigen Meinungen zu billigen, die der Unwissende dabey hat. Der Naturlehrer braucht die Ausdrücke: Sternschnuppe, fliegender Drache rc. ungeachtet er wohl weiß, daß jenes Feuer nicht von den Sternen fällt, und dieses kein Gespenst ist. Wem aber diese Meinung, die jedoch höchst wahrscheinlich, und durch die größten Gottesgelehrten bestättigt ist, nicht gefällt, der mag glauben, daß bey den Krankheiten der Besessenen der Teufel zugleich eine Wirkung auf ihre Seele gehabt, und daß Gott dies zu den Zeiten Christi aus weisen Ursachen zugelassen habe. Stellen wie diese: Der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe rc. können unmöglich eigentlich und buchstäblich verstanden werden; denn wer hat je den Teufel gesehen, oder ihn unter der Ge-

stalt eines brüllenden Löwen erblickt? oder wen hat er je verschlingen wollen? Der böse Geist, der von Zeit zu Zeit über den König Saul kam, und ihn beunruhigte, war eine starke Schwermuth oder Hypochondrie. Das erhellt theils aus dem Umstande, weil diese Krankheit durch Musik gehoben werden konnte; theils weil sie den Saul auf Gottes Zulassung befiel, und daher Geist Gottes, Geist vom Herrn genannt wird.

Gesetzt aber, der Teufel hätte ehemals eine gewisse Macht über die Menschen gehabt, so kann er sie doch jetzt nicht mehr haben, indem ihm durch Christum diese Macht genommen ist. Es würde in der That der Ehre Gottes ganz zuwider seyn, wenn man glauben wollte, Gott gebe dem Teufel die Macht, Menschen zu erwürgen, sie in das Wasser zu stürzen, und in anderes Unglück zu bringen; besonders da gelehrt wird, daß Gott ihn an einen entfernten finstern Ort verwiesen habe, und ihn, mit Ketten fest gebunden, zum Gericht aufbewahre. Die Christen wissen das, und fürchten sich so thöricht vor dem Schaden, den ihnen der Teufel etwa zufügen möchte. Sie machen vor die Viehställe Kreuze, um die Hausthiere vor ihm zu sichern, und sprechen den Segen, um selbst vor ihm sicher zu seyn.

So wenig man also das Daseyn des Teufels auf der Welt behaupten kann; so wenig und noch

weniger darf man glauben, daß man durch ihn etwas thun könne. Es sind Einbildungen und Lügen, es ist Thorheit und Aberglaube, wenn man denkt, es könne Jemand mit dem Teufel in ein Bündniß treten. Nirgends giebt es in der Welt Menschen, denen der böse Geist Vortheile verschaffe, denen er Nahrungsmittel, Geld u. dgl. zuführe, und die sich ihm dafür als Eigenthum ergeben hätten. Es sind grobe Lügen, wenn man erzählt der Teufel habe einst Jemanden für die ihm geleisteten Dienste, nach Verfluß der bestimmten Zeit, geholt. Sollte Gott wohl zugeben, daß dieser böse Geist seine Geschöpfe so überlisten, und so grausam behandeln könne?

Wenn man eine Beschreibung vom Teufel fordert, so erhält man zur Antwort; „Der Teufel ist ein Geist.“ Ein Geist aber ist doch ein mit Verstand begabtes unkörperliches Wesen, und kann folglich nichts Körperliches vornehmen, keinem den Hals umdrehen, keinen zerreißen u. s. f. Sollte der Teufel dieses thun können, so müßte er vorher einen Körper angenommen haben. Da nun ohne Gottes Zulassung nichts geschehen kann, so wird er auch dieses, so gewiß er seine Geschöpfe liebt, nicht zulassen.

Von Zauberern und Hexen (die aber nirgends sind) glaubt man gewöhnlich, daß sie mit dem Teufel in Verbindung ständen, durch dessen Hilfe sie unter Hersagung gewisser Formeln und Sprüche, und

unter Beobachtung gewisser Gebräuche (die aber gar nicht zureichend sind, etwas Außerordentliches zu thun) Dinge, die über menschliche Kräfte gingen, ausrichten könnten. Die Aegyptischen Zauberer, welche in dem zweyten Buche Mosis erwähnt werden, waren listige Betrieger, die sich geheimer Künste rühmten, um durch Ceremonien und Beschwörungen die Unwissenden zu hintergehen, und sich durch ihre Gaukeleyen bey ihnen Ansehen zu verschaffen. Sie versuchten, die Künste nachzuahmen, welche Moses und Aaron thaten, und es gelang ihnen zuweilen, etwas Aehnliches hervor zu bringen; aber sie konnten es nicht immer. Die heutigen Zauberer sind entweder Gaukler und Betrieger, oder Betrogene und Verlästerte. Sie sehen entweder die Nichtigkeit ihrer Kunst ein, und behalten sie als ein Erwerbsmittel bey, oder sie glauben selbst, daß die Alefanzereyen, die Andere ihnen vormachten, besondere Wirkungen hätten; oder sie werden von schmähsüchtigen und abergläubigen Leuten für das ausgegeben, was sie wirklich nicht sind. Geschickte und gelehrte Männer z. B. der Erfinder der Buchdruckerey, wurden ehedem von dem Neide oder der Dummheit beschuldigt, als ob sie mit dem Teufel in Verbindung ständen. Die Meinung von dem Allen wurde durch die Unwissenheit jener Zeiten hervor gebracht, wo man alles das, was man nicht so gleich einsehen und begreifen konnte, dem Teufel zuschrieb. Von denen, die sich dem

Teufel ergeben, sagt man, daß sie sich mit einem Pergamente, welches dieser ihnen gebe, in den Finger schneiden müßten, um sich mit ihrem Blute zu unterschreiben. Man will so gar die Formel wissen, welche dabey gebraucht werde. Weder die heil. Schrift, noch sonst ein glaubwürdiges Buch sagt, daß der Mensch mit dem Teufel in ein Bündniß treten, und durch ihn Wunder thun könne. Bey denen, die so etwas von sich selbst sagten, oder Andern weis zu machen suchten, wurde der Betrug gemeiniglich entdeckt; wo dies nicht geschah, da kann man mit Gewißheit sagen, daß er bey gehöriger Untersuchung an den Tag gekommen seyn würde.

In einem gewissen Dorfe wohnte ein wohlhabender, aber herzlich einfältiger Bauer. Einst da er in der Schenke war, wurde vom Teufel, seinen Hörnern, Klauen 2c. viel geredet. Er glaubte alles, und gerieth darüber so in Furcht, daß er nicht allein nach Hause gehen wollte. Ein Paar abgefäumte Bursche suchten sich seine Einfalt zu Nutze zu machen. Der eine verkleidete sich, wie der Teufel in der Schenke war beschrieben worden, und kam in der Nacht vor des Bauers Thür, kratzte daran, und brüllte durch ein altes Horn, daß es fürchterlich anzuhören war. Alle die im Hause waren, erwachten, zitterten und bebten. Der erschrockene Bauer lief selbst an das Fenster hin; da er aber die gräßliche Gestalt sahe,

schrie er: Ach, der Böse leibhaftig! und schlug das Fenster geschwind zu. Drey Nächte trieb der verkappte Teufel sein böses Spiel, bis der thörichte Bauer sich auf den Weg nach dem Kapuzinerkloster machte, um den vermeintlichen Teufel bannen zu lassen. Die Betrieger erfuhren dieses bald. Der eine begegnet dem Bauer wie von ungefähr, stellt sich, als wisse er von nichts, und verspricht, gegen eine gewisse Summe Geldes, den Teufel zu bannen. Wer war froher, als der einfältige Mann; gleich kehrt er mit diesem um, ihn in der Nacht in seinem Hause zu behalten. An die Thür werden drey Kreuze gemacht; aber um 11 Uhr kommt der Teufel, und brüllt und kratzt wie sonst. Da that der Kerl, als murmelte er Worte her, machte dann die Thür plötzlich auf, und peitschte den Teufel Schlag auf Schlag, und jagte ihn mit großem Geschrey fort. Ach, wie bedankte sich der Bauer, und wie gern gab er das versprochene Geld! Diesen Unfug erfuhr die Landesregierung, und ließ den einen Betrieger in seinem Teufelshabit einige Tage an den Pranger stellen, beyde aber nachher einige Zeit auf die Festung bringen.

Man sollte vornehmlich Kinder vor dergleichen Meinungen zu bewahren suchen. Aeltern, die ihren Kindern mit läppischen und fürchterlichen Erzählungen vom Teufel den Kopf anfüllen, handeln unverantwortlich. Dadurch wird ihnen eine ungegründe-

te, höchst schädliche Furcht eingeprägt, wovon sie in ihrem ganzen Leben gequält werden, und wodurch sie sich oft abhalten lassen, zur Zeit der Noth ihrem Nächsten die schuldige Hilfe zu leisten; denn sie fürchten die schreckliche Mitternachtsstunde. Man hängt an dem, was man einmal von dem Teufel gehört und geglaubt hat, gemeiniglich so fest, daß man den, der darin anders denkt, für gefährlich hält. Gleichwohl verliert man so wenig, wenn man die Meinungen von der Macht und den Wirkungen des Teufels fahren läßt; und auf der andern Seite ist so viel Unheil daraus entstanden, daß man sich nicht genug wundern kann, wenn man sieht, mit welcher Hartnäkigkeit man bey den einmal gefaßten Meinungen über die Wirkungen des Teufels stehen bleibt. Wie oft entschuldigte ein Missethäter sich damit, daß der Teufel ihn verführt habe. Jener Bube, der aus Verdruß darüber, daß er gestraft worden war, sich gehängt hatte, aber noch gerettet wurde, war dreist genug, zu sagen, der Schwarze habe es gethan. Die Menschen verstehen es auch gern nicht recht, wenn man sagt, daß der Teufel ihnen wirklich nicht schaden könne, und denken, man wolle damit sagen: es gebe gar keinen Teufel. — Dieser scheint ihnen viel werth zu seyn, als daß sie ihn nicht vertheidigen sollten. Sie finden gern eine gefährliche Irrlehre darin, wenn nicht mehr gestattet werden soll, daß der arge Feind fernerhin Hälse umdrehe, oder Men-

schen zerreiße. Daher sagen Einige: „Man lasse die Leute dabey, wenn sie glauben, und sich nicht davon wollen abbringen lassen, daß der Teufel dies oder jenes thun könne? denn sie lassen sich dadurch doch von manchem Bösen abhalten.“ Indessen, wenn die Menschen so bösartig wären, daß man sie mit Strafen des Teufels, welche aber doch nie in Erfüllung gehen, bedrohen müßte, was ließe sich noch Gutes von ihnen erwarten?

In dem Gebiete eines geistlichen Herrn liegt ein Dorf, Namens W., im südlichen Schwaben. Dahin kam ein handfester Metzger, der sprach bey einem Glase Wein so ziemlich gescheut von der Geistlichkeit. An einem andern Tische saß bey hochgefüllter Weinflasche der Dorfprobst. Der horchte, schwieg und entfernte sich. Der Metzger ging gegen Abend seines Weges, kam durch einen Wald, und traf da den leibhaftigen Teufel an, mit Bockshörnern, Geißfüßen und feuerspeyendem Rachen. Fürchterlich brüllte der Satan: Ich komme, dich zu zerreißen, verfluchter Ketzer! Was hast du im Wirthshause gesprochen? Doch geh, sag es deinen Mitbrüdern, daß ich sie bald alle holen, und ihre Leichname auf den Anger werfen werde. Der Metzger dachte unverzagt: ey wie? der Teufel ein Bußprediger? Er hetzte seinen Hund an ihn. Dieser packte den Satan gar unsanft beym Felle, und riß

ihn zu Boden. Der Metzger schlug nun mit seinem knotigen Stocke darauf loß. Da fing der Teufel an zu schreyen: o Jesus Maria und Joseph! Endlich verstummte der Teufel. Der Metzger glaubte, er wäre todt, ging zurück in das Dorf, und zeigte die That an. Einige Bauern gingen mit, und fanden da einen ihrer Mitbrüder mit dem Tode ringend. Er lebte noch eine Stunde, gestand, daß ihn der Dorfpfaffe aus tollem Eifer, eine Ketzerseele zu retten, zu dieser That verleitet habe, und starb. — Diese Geschichte ereignete sich im September des Jahrs 1791, und man sieht, daß der Glaube an Teufelserscheinungen wohl seinen Grund in dergleichen Mummereyen haben könne, die in der Vorzeit wahrscheinlich oft angestellt worden sind. Hatte denn ja einmal Einer unter der Menge Muth genug, zu untersuchen, und Glück, den Betrug zu entdecken, so hatte die Geistlichkeit tausend Mittel in Händen, das Bekanntwerden eines solchen Vorfalls zu hintertreiben; und Keiner durfte es wagen, öffentlich davon zu schreiben.

Eine Weibsperson, 41 Jahr alt, Ehefrau eines Schusters, in einem Dorfe unweit Linz, Namens Anna Maria, war seit 18 Jahren als vom Teufel leibhaftig besessen, beschrieben worden. Der Mann fand endlich Gelegenheit, an die Kaiserinn Maria Theresia zu gelangen, und diese, um

hinter die Sache zu kommen, ließ das Weib nach Wien bringen, um im Krankenhause untersucht zu werden. Sie stieß hier ohne Unterlaß gräuliche Verwünschungen gegen Gott und die Kaiserinn aus, wälzte und krümmte sich, drehete die Augen nach allen Seiten, brüllte entsetzlich, wendete den Leib im halben Zirkel herum, mit Kopf und Füßen auf das Bett gestemmt, und den Bauch in die Höhe gehoben; warf den Körper etliche und zwanzig Mal hinter einander sehr schnell einen oder einen halben Fuß in die Höhe, fluchte dann wieder, warf Crucifix und Rosenkranz weg, und küßte es wieder. Dann bekam sie Ruhe, und weiter hin wieder den Anfall, aß mit gutem Appetite, betete, rasete. Nachdem man dies längere Zeit mit angesehen hatte, wurde ihr durch dazu bestellte Leute, so oft sich der Anfall erneuerte, ein Geschirr voll kalten Wassers unvermuthet über das Gesicht und über den ganzen Leib geschüttet. Auf diese Art wurde der Teufel so gleich verjagt. Nur noch einmal ließ sie sich gelüsten, die Gaukeley vorzunehmen. Als man sie mit schlechter Kost hinhielt, bekannte sie frey: sie habe sich nur gestellt, besessen zu seyn, theils um ihren Mann quälen zu können, theils um desto mehr Almosen von den Leuten zu erhalten; die ganze Kunst aber habe sie von einem Soldatenweibe gelernt.

Viele Bauersleute wagen es nicht, nach Sonnenuntergange zu pfeifen, und warnen die Knaben

vor solchem Muthwillen, weil sie glauben, man reitz-te dadurch den Teufel, mache ihm ein Vergnügen, und locke ihn, daß er nicht selten antwortete, (vermuthlich wo ein Echo ist) oder sich mit dem Pfeifenden einlasse.

Der Sohn eines Landmanns in einem Dorfe, bey Potsdam, that oft so ängstlich in Gegenwart seines Vaters, daß dieser in ihn drang, ihm zu sagen, was ihm fehle? Jener antwortete: der Teufel erscheine ihm immer in der Gestalt einer schwarzen Katze, und setze ihm zu, er solle sich das Leben nehmen. Der Vater, erschrocken über den Zustand seines Sohnes, eilt zum Prediger und bittet ihn um Rath, wie er sich hierbey zu verhalten habe. Dem Prediger ist die ganze Sache bedenklich, und er muthmaßt, daß etwas Andern dahinter verborgen seyn müsse. Er läßt den Sohn selbst zu sich kommen, erkundigt sich sorgfältig nach allen Umständen, die dieser ihm so, wie sein Vater, erzählt, und hinzu setzt: „auch sein Bruder sey ihm gram, und könne ihn nicht leiden; darum sey ihm das Leben zur Last.“ Der Prediger kennt seinen Bruder als einen ordentlichen und vernünftigen Menschen; er fragt also diesen, warum er seinem Bruder gram sey, und erfährt von ihm, daß er ihn wegen seiner schlechten Aufführung hasse, indem er in allen verdächtigen Häusern herum laufe, und selbst mit des

Predigers Magd verbotene Dinge treibe. Die Teufelsgeschichte sey von ihm blos erdichtet, um den Vater zu bewegen, ihm das Gut abzutreten. Der Prediger erschrack über die Bosheit des jungen Menschen, und weil er in diesem Falle glaubte, auf einen groben Klotz gehöre ein derber Keil, so gab er dem Vater den Rath, mit einem doppelten Stricke den Teufel von ihm zu treiben. Dieser ließ den losen Burschen durch zwey Knechte halten, haute selbst zu, und trieb den Teufel glücklich von ihm. Nun behielt er in seinem Herzen einen Groll gegen seinen Bruder, der seine Streiche dem Prediger entdekt hatte, überfiel ihn in der Dämmerung mit einer Runge in der Hand, und wollte ihn todt schlagen. Der Prediger kam zu Hilfe; und der lose Bursche hatte schon eine Tracht Hiebe weg, ehe er noch gewahr wurde, wo sie herkamen. Er lief davon, und sah seit dieser Zeit keine schwarze Katze mehr, hat sich anständiger gegen seinen Vater und Bruder betragen, und ist ein besserer ordentlicherer Mensch geworden.

Soll wahre Aufklärung, und mit ihr Verbesserung der Sitten unter den Menschen immer mehr Fortschritte machen, so müssen selbst auch sinnliche Dinge, welche zum Aberglauben führen können, entfernt werden. Eins davon ist das Marionettenspiel. — Die Dorfbewohner in einem Theile des Saalkreises

kreises wurden zur Abendzeit durch den Schall der Trommel feyerlich zu einer solchen Komedie eingeladen. Da dies Spiel für den sinnlichen Menschen und besonders für Kinder so viel Anziehendes hat, so drängten sich so gar arme Aeltern mit den Kindern auf den Armen hinzu, und bezahlten mit Freuden das Geld für den Eintritt, das sie sonst wohl mit Unwillen für den Schulunterricht hingaben. Alles hörte mit größter Aufmerksamkeit, als ein Hanswurst auftrat, und die Zuschauer mit den ausgesuchtesten Zoten unterhielt. Die Hauptperson war ein Prinz mit Namen Dorenstrauch. Er und sein Bedienter, der Hanswurst, verübten, nebst andern Personen, vor den Augen der Zuschauer, Handlungen, welche Schamhaftigkeit und Tugend aufs höchste beleidigten. Als diese beyden Bösewichter den Kaiser und andere Personen ermordet hatten, so mußten sie doch endlich auch gestraft werden. Was geschah? Der Teufel erschien in der ihm vom Aberglauben gewöhnlich beygelegten Gestalt, und nahm den Prinzen Dorenstrauch unter fürchterlichem Gebrülle mit sich fort. Man sah es deutlich, was für starke Eindrüke dies auf die Kinder machte: sie verstekten sich hinter den Erwachsenen. Nun erschien der Teufel auch dem Hanswurst in eben der Absicht. Dieser bat um einen kleinen Aufschub, indem er erst sein Testament, so! nannte er seine Peitsche, holen wollte. Darauf schlug er sich tapfer mit dem schwar-

zen Geiste herum, erlegte ihn, und trieb sein Spiel desto frecher. — Nun urtheile man, ob nicht die Tugend bey solchen Vorstellungen in die größte Gefahr gerathe; und ob nicht dadurch der gräßliche Glaube erhalten und befestigt werde, daß der Teufel die edelsten Geschöpfe Gottes, die nach seinem Bilde geschaffenen Menschen, holen könne.

Im May 1792 hatte ein Greis, der jederzeit einen sehr rechtschaffenen Lebenswandel geführt, ein Vater guter und wohlerzogener Kinder, und Mitglied des Magistrats, das Unglück, sich auf einem W. benachbarten Dorfe, aus Melancholie in einen Brunnen zu stürzen. Ein junger Bursche, der das sah, machte so gleich Lärmen. Man machte Anstalten, ihn heraus zu ziehen; allein so bald dies geschehen war, legte man ihn auf ein Bund Stroh neben dem Brunnen hin, ohne zu versuchen, ob er nicht wieder in das Leben zurück gebracht werden könne, ja es wollte ihn durchaus Niemand in das Haus bringen lassen. Ungefähr eine halbe Stunde nachher ging ein vernünftiger und menschenfreundlicher Mann vorbey, der, als er den Unglücklichen liegen sah, fragte, ob man nicht versucht hätte, ihn wieder in das Leben zurück zu bringen? Allein man gab ihm zur Antwort, daß dies nicht würde geholfen haben, weil ihm ja der Teufel schon den Hals gebrochen hätte. Denn man könne es ja auch daraus ersehen,

daß er des Teufels sey, weil, indem man ihn beym Herausziehen mit einem Haken in das Bein gerissen habe, kein Tropfen Bluts heraus geflossen sey. Die Gemeine verlangte nun, daß die Kinder des Unglücklichen ihr einen ganz neuen Brunnen graben lassen sollten. Diese erboten sich, hundert Gulden dazu herzugeben. Allein die Gemeinde bestand darauf, und behauptete, daß sie ihn ganz auf eigene Kosten graben lassen müßten. — Wenn der Unglückliche ungefährer Weise hinein gefallen wäre, und sich nicht selbst hinein gestürzt hätte, so würden sie heute oder morgen wieder daraus getrunken haben; aber so würden sie nimmermehr wieder daraus trinken.

Am Neujahrstage 1702 gab ein Bäckermeister in Coburg seinem Gesellen den Abschied, worüber derselbe in die äußerste Verlegenheit gesetzt wurde. Er ging Nachmittags in die Kirche, und wollte nun seine Sachen zusammen packen und abziehen. Vorher hatte er mit vieler Wehmuth der Magd geklagt, daß er ungern abziehe, so daß diese aus Besorgniß ihm auf seine Kammer nachging, um ihn zu trösten. Hier fand sie ihn an einem Stricke hängen, schon ganz blau, und ohne Zeichen des Lebens. Geschwind ergreift sie den umgestoßenen Stuhl, zieht ihr Messer heraus, und schneidet den Unglücklichen ab, läuft dann nach dem Arzte, der ihn durch eine Aderlaß wieder in das Leben zurück bringt. Diese entschlosse-

ne brave Magd, welche das Vorurtheil besiegt hatte, daß man durch Rettung eines solchen Elenden unehrlich werde, wurde von einigen einfältigen Leuten dennoch getadelt, aus dem ungereimten Grunde, weil sie dadurch dem Teufel das Opfer, das er sich für dieses Jahr ausersehen, und wodurch die Stadt vor allem andern Uebel bewahrt worden wäre, wieder entrissen habe. — Solche Anwendungen macht man von der Lehre vom Teufel, als Urheber des Bösen in der Welt.

XV. Kalenderunfug.

Ich habe eine Menge von Kalendern vor mir, und sehe mit Bedauern die thörichten Dinge, womit die Menschen irre geführt werden. Unter der Ueberschrift: der zwölf Nächte Anmerkungen — wird versichert, daß Sonnenschein am heiligen Christtage ein glückliches Jahr bedeute; weiterhin Theurung, Uneinigkeit Masern, und Blattern, Gedeihen des Obsts und der Winterfrucht, Ueberfluß an Baum- und Feldfrüchten, gute Viehweide, aber Theurung an Korn und Wein, viele Fische und wilde Vögel, glückliche Handelschaft, gefährliche Gewitter, große Nebel und Krankheiten, Krieg und Blutvergießen — wie sich leicht denken läßt!

Laßt sie nur scheinen, die wohlthätige Sonne, sie soll uns immer willkommen seyn, an den Christtagen, so wie durchs ganze Jahr! Wir wollen, wenn wir sie an diesem Tage sehen, weder Glück, noch Unglück erwarten; denn beydes möchte unsere Erwartung täuschen. Ist das Jahr glücklich, oder tritt in demselben Theurung ein, so soll die Sonne uns das nicht prophezeyt haben. Masern, Blattern, Krankheiten, Uneinigkeit, wilde Vögel rc. fehlen in keinem Jahre, werden aber gewiß auf diese Kalenderprophezeyung nicht erfolgen. Geräth das Obst und die Winterfrucht wohl, giebt es Ueberfluß an Baum- und Feldfrüchten, an Fischen und andern zur Erhaltung des Lebens dienlichen Dingen, so wollen wir dem dafür danken, der sie uns gab, ohne auf Sonnenschein an heiligen Tagen geachtet zu haben. — Wo wird es uns gesagt, daß Gott dadurch die Zukunft entdeken wolle, die er uns aus weisen Ursachen verborgen hat?

Eben so wenig hat Gott in den Donner, der in den zerschiedenen Monaten gehört wird, etwas Vorbedeutendes gelegt. Der Donner, welcher allemal auf den Blitz folgt, und mit diesem zusammen Gewitter heißt, hat seine sehr natürlichen Ursachen. Wenn die Dünste, die aus der Erde beständig aufsteigen, in der Luft sich reiben, so werden sie entzündet; das ist der Blitz. Der Blitz treibt

die Luft auseinander, die so gleich mit Heftigkeit wieder zusammen fährt; das ist der Donner. Unter gewissen Umständen muß ein Gewitter entstehen, und Regen und Wind sind natürliche und begreifliche Folgen desselben, die unter diesen Umständen nicht ausbleiben können. So bald man aber von einer Sache die wirkende Ursache kennt, so kann man vernünftiger Weise unmöglich glauben, daß dadurch etwas prophezeyt werde.

Unter den zwölf Nächten versteht man bekannter Maßen diejenigen zwölf Tage und Nächte, die vom ersten Christtage anfangen, und sich am Abende vor dem Feste der Offenbarung Christi endigen. Thoren sind es, die von der Witterung, welche in diesen Tagen einfällt, auf die Witterung des ganzen Jahres schließen. Der erste Christtag soll den März, der zweyte den April, der dritte den May u. s. w. bedeuten; und so wie die Witterung des Morgens, Vor- und Nachmittags und auf den Abend, an jedem Tage der Zwölfe, beschaffen ist, so soll die Witterung in jedem der Zwölf Monate seyn. Man glaubt fälschlich, daß in den zwölf Nächten die Kalender gemacht werden, weil während derselben eine besondere Stellung der Gestirne am Himmel sey, und man an dem Laufe derselben sehen könne, was für Witterung das ganze Jahr hindurch seyn werde. Das alles ist grundfalsch, ist die Geburt

eines schwachen Kopfes. — Noch andere Vorurtheile hat man von den Zwölfen, glaubt z. B. daß man krank werde, wenn man Hülsenfrüchte, als Erbsen, Linsen, Bohnen u. dgl. genieße, daß das beste Vieh im Stalle sterbe, wenn man Fleisch esse. — Es ist aber nichts gewöhnlicher, als daß der Landmann in den Feyertagen krank wird, weil er da mehr als sonst ißt und trinkt, und weniger arbeitet. Und da in solchen Tagen auch das Gesinde nicht zu arbeiten pflegt, so ist es um so mehr eine gute Hausregel, wenn da kein Fleisch zu essen gegeben wird. Gleichfalls soll das Ausmisten der Viehställe während der Zwölfe nicht gut seyn. Ein verständiger Hauswirth aber wird, wenn es erforderlich und die Witterung bequem ist, sich durch dieses Vorgeben nicht davon abhalten lassen. Das Gesinde, welches mit dem Ende des Jahres außer Dienst geht, unterzieht sich in den letzten Tagen vielen Arbeiten so ungern, als das neue Gesinde in den ersten so genannten Flittertagen, und der Hausherr übersieht es in diesen Fällen, zumal da man in den kürzesten Tagen, wenn die Kälte sehr groß ist, die Viehställe nicht gern öffnet. Daher verfließen die Zwölfe gemeiniglich ohne Säuberung der Ställe, und der Aberglaube hat es endlich für unrathsam ausgeschrien.

Oft widersprechen sich die Kalendernachrichten gerade zu. Nach einigen soll der Donner im April

ein unfruchtbares, nach andern ein fruchtbares Jahr anzeigen. Wohl wird letzteres zutreffen, wenn im besagten Monate die Witterung schon so milde ist, daß Gewitter entstehen können, und nicht aufhört, es in den folgenden Monaten zu seyn. Ueberhaupt kann der Donner weder fruchtbare noch unfruchbare Jahre anzeigen, weil eine Gewitterwolke in einer Gegend leicht entsteht, und, nachdem sie einige Mal geblitzt hat, folglich der Donner von ihr gehört worden ist, wieder zerstreuet wird. Immer wird man freylich hier und da den Donner hören, und bald eine unfruchtbare, bald eine fruchtbare Ernte haben. Will man nun so etwas Zufälliges auf das, was geschieht, deuten, so wird man immer Veranlassung finden, den Aberglauben beyzubehalten. — So soll nach einigen Deutungen der Donner im September für das folgende Jahr viel Getreide und viel Obst bedeuten. Wie sich der vier und zwanzigste des Novembers anläßt, so soll sich nachgehends der Monat Hornung anlassen. Wenn es an den Weihnachtsfeyertagen windig ist, sollen die Bäume viel Obst tragen.

Im Voigtlande erwarteten viele einfältige Leute d. 12 Junius 1785 das Ende der Welt oder den jüngsten Tag, weil im Kalender dieses Jahrs in dem Kapitel vom Krieg und Frieden der blutdürstige Mars, welcher das Jahr regieren sollte, im besag-

ten Monate mit dem Jupiter zusammen käme, wodurch denn vielleicht allem menschlichen Elende ein Ende gemacht würde. Daraus schlossen die Leute, daß Mars, als der (von den Heiden gedachte) Kriegsgott, und ein hitziger Kopf, wenn er an den Jupiter stieße, diesen unfehlbar in Brand stecken und dadurch der Welt den Garaus machen würde. Die darüber entstandene Besorgniß hätte sich so weit verbreitet, daß die Prediger auf den Kanzeln davon reden und die Gemüther beruhigen mußten. Einer von ihnen erklärte daher den Planetenlauf sehr deutlich, und zeigte, daß der Aberglaube von ihrem Einflusse auf die Erde und die Menschen eigentlich aus dem Heidenthume herrühre, und einem Christen nicht gezieme. Hätte er nur auch diejenigen, welche über den Kalender zu gebieten haben, ermahnen können, Statt des heidnischen Aberglaubens, künftig etwas Nützlicheres hinein setzen zu lassen. — In einem gewissen Hof- und Staatskalender ward, statt des jüngsten Tages, am 12 Jun. gut Aderlassen, Schröpfen, Kinderentwöhnen und Haarabschneiden geweissaget. —

Weiter giebt es im Kalender auch ein Prognostikon vom Christtage, worin gelehrt wird, wie Winter, Frühling, Sommer und Herbst beschaffen seyn werden, wenn der Christtag auf diesen oder einen andern Tag in der Woche falle; wie man da-

raus errathen könne, ob Korn und Wein wohl gerathen, die Saat und Gartenfrüchte wohl stehen, wie viel Wein und Honig es geben werde, wie die Schafe und Schweine gedeihen werden u. s. w. Der Tag, an welchem wir das Andenken der Menschwerdung des Erlösers feyern, soll unter andern auch anzeigen, ob es viel oder wenig Zwiebeln geben werde? Wie wenig können die den Namen vernünftiger und guter Christen verdienen, die solchen Unsinn verbreiten oder an demselben hangen, und die Absicht der Menschwerdung des Erlösers so sehr verkennen, daß sie die Tage, an welchen sie sich dieser göttlichen Veranstaltung erinnern sollen, zu abergläubigen Anzeigen mißbrauchen! Christus hat seinen Geburtstag mit keiner prophetischen Kraft begabt, und man kann daher in den darauf folgenden Tagen um so weniger etwas Außerortliches suchen. Und da man den Tag der Geburt Christi nicht einmal mit Gewißheit bestimmen kann, so sieht man wohl, daß alle daher genommenen Prophezeyungen ungegründet seyn müssen.

Die monatliche Witterung lehrt weiter, wie der Donner in dem einen oder dem andern Monate großen Wind, Krankheit, Gußregen, Unfruchtbarkeit, Mangel an Früchten oder viele Früchte, Widerwillen, Schaden an jungem Vieh ꝛc. bedeute. Mancher, der an den Kalenderaberglauben gewöhnt

ist, lauert sorgfältig auf den Donner, und erwartet, wenn er ihn gehört hat, das Gute oder Böse, ohne daß vielleicht seine Erwartungen erfüllt werden. Jenes prophezeyete Unglück kommt jährlich gewiß mehr oder weniger; daher läßt es sich gut vorher sagen! Wie aber, wenn es kommt, ohne daß es in den besagten Monaten gedonnert hat? Oder wie, wenn der Donner gehört worden ist, und das Unglück trifft nicht ein? Wo bleibt da die Kalenderweisheit, und der Glaube an seine Prophezeyungen? Weg also mit Meinungen, die auf keinen Gründen ruhen, und daher so unsicher sind! Wer wollte sich noch hintergehen lassen, nachdem er so oft getäuscht worden ist? Wer wollte unaufhörlich erwarten, worauf er schon so oft vergebens hoffte? Man setzt dabey das Vertrauen, das man Gott schuldig ist, aus den Augen, und glaubt den Menschen, die sogar die Absicht haben, zu hintergehen, mehr als ihm.

Merkwürdig ist auch die Nachricht, welche man im Kalender vom Aderlassen hat. Wir lesen darin einen Bericht vom Aderlassen, an welchem Tage durch das ganze Jahr gut oder bös Aderlassen seyn soll. Da hat man in jedem Monate vierzehn böse, einen gar herlichen und guten, einen allerbesten, und einen allergefährlichsten, einen zu allen Dingen guten und einen gar besorglichen Tag beym Aderlassen. Aber, wer wird sich daran kehren, wenn er

das Bedürfniß fühlt, oder der Arzt ihm dazu räth, ob im Kalender bös oder gut steht? Laß zur Unzeit Ader, und du wirst die übeln Folgen davon wohl erfahren, wenn gleich im Kalender recht sehr gut stand. Laß zur Ader, wenn es dir nöthig ist, oder ein Sachverständiger dazu räth; und es wird dir bekommen, wenn gleich der Tag, an welchem es geschah, im Kalender für gar besorglich ausgegeben wurde. Es ist allerdings wahr, daß man nach dem Aderlassen die Farbe verlieren, in ein Fieber oder eine andere Krankheit verfallen, oder sich gar den Tod zuziehen kann; aber immer nur in dem Falle, wenn es zu unrechter Zeit geschieht. Zu rechter Zeit gebraucht, hat es bekanntlich gute Wirkungen, ohne daß man im Stande ist, dazu einen Tag fest zu setzen. — Der Kalenderprophet hat es auch gar wohl gewußt, daß der Dumme (denn für Kluge wird solcher Unsinn nicht geschrieben) immer mehr Unglück als Glück erwartet, daher sind der unglücklichen Tage mehr, als der glücklichen. Er wußte es auch, daß solche Leute nicht untersuchen, und hält sie daher für das, was sie sind, für Narren. Der 5te, heißt es, ist bös, da verschwindet das Geblüte; der 6te ist gut, da geht Blut und Wasser ab. Allerdings verliert man Blut, wenn man Ader läßt, und daß das Blut mit Wasser vermischt ist, ist Jedem bekannt! Wie konnte er das als eine Prophezeyung aufstellen? Gewiß wird aus einem Ackerknechte kein

Tanzmeister, wenn er Ader gelassen hat; man sollte dies aber meinen, wenn man liest: Der 12te ist gut, machet geschickt am ganzen Leib. Verschiebe das Aderlassen bis zum 26ten, und glaube, daß du dann das ganze Jahr vor Fiebern und Schlagflüssen werdest bewahrt bleiben; oder bis zum 25ten, um mehr Verstand zu bekommen; der Erfolg wird dich lehren, daß du in jedem Falle betrogen seyst.

Kaum kann man sich des Unmuths enthalten, wenn man Menschen, die doch ihre Schwäche kennen, über Sachen z. B. über Gesundheiten und Krankheiten so zuversichtlich urtheilen hört, als ob ihre Prophezeyungen ungezweifelt zutreffen müßten. Man höre den Kalender Von Gesundheiten und Krankheiten: Im Januar werden hitzige Krankheiten entstehen, und die Schwindsüchtigen werden ihre Noth haben. Der Februar wird manchem das Leben kosten. Der März droht mit Kopf- und Zahnschmerzen. — Weiter hin wird von Gefährlichkeiten, hitzigen Fiebern und Flüssen, Herzbeschwerungen und Ohnmachten, Schlagflüssen, Hauptweh, Krätze, Stickflüssen geredet, welche kommen sollen. Auf den Julius fällt kein schädlicher Aspect, und im September sind mehr gute als böse Aspecten, so wie man im August zerschiedene Arten von Krankheiten bemerken soll. — Ohne Zweifel werden alle genannte Uebel in einem Jahre verspürt; aber gewiß nicht

in der hier vorher gesagten Ordnung. Man trifft zu allen Zeiten alle Krankheiten unter den Menschen, ohne daß man sagen kann, diese Krankheit gehöre für diesen, und jene für jenen Monat. Die Schwindsüchtigen haben nicht nur im Januar, sondern zu allen Zeiten ihre Noth; und nicht nur der Februar kostet Manchen das Leben, sondern die Menschen sterben durch das ganze Jahr. Wer zu Kopf- und Zahnschmerzen, zu Ohnmachten ꝛc. geneigt ist, der wird nicht nur in den hier angegebenen Monaten, sondern zu ungleichen Zeiten davon befallen. Freylich werden immer Einige seyn, die ihre Krankheiten in den Monaten finden, und wenn man dann sagen wollte: Der Kalender hat doch wahr geredet! so kann alles, was darin steht, zu zerschiedenen Zeiten und an gewissen Personen wahr werden. Aber wie Viele sind dagegen, die von eben der Krankheit zu ganz andern Zeiten befallen werden? Weg also mit so ungegründeten Meinungen!

Der Kalender ist ganz angefüllt mit Zeichen, die gut Aderlassen, sehr gut Aderlassen, gut Baden und Schröpfen, gut Säen und Pflanzen, gut Kinder entwöhnen (Zusammenkunft ist mittelmäßig. Gesechster Schein ist gut. Gevierter Schein ist böse. Gedritter Schein ist gut. Gegenschein ist böse. Glücklicher Tag ist roth.) gut Holzfällen, gut Purgiren, gut Haarabschneiden — bedeuten. Einfältige

unterlassen nie, in den Kalender zu sehen, bevor sie etwas vornehmen. Sie baden und schröpfen, säen und pflanzen, purgiren zu der Zeit, welche der Kalender für die beste hält: sie entwöhnen die Kinder an einem glücklichen Tage, schlagen kein Holz, und beschneiden sich ohne Kalenderrath ihr Haar nicht. Allein, wenn das Kind lange genug gesäugt worden ist, so wird es sich zu allen Zeiten (freylich auch an einem im Kalender als dazu gut bezeichneten Tage) entwöhnen lassen. Die Arzeneyen werden ihre gewöhnliche Wirkung haben, das Holz wird gleich gut wärmen, und das beschnittene Haar wieder wachsen, wenn der Kalender auch nein dazu sagt. Wenn die Krankheit ein Purgirmittel fordert, so muß man es zu allen Zeiten und Stunden nehmen, und die Meinung ist thöricht, wenn man glaubt, die Wirkung der Mittel hänge von dem Zeichen ab, in welchem sich die Sonne befindet, oder von den Vierteln des Mondes. Dieses Vorurtheil aber ist so tief eingewurzelt, daß man Leute hat sterben sehen, die auf das günstige Himmelszeichen oder Mondsviertel warteten, einem Mittel Kräfte zu geben, welches vier oder fünf Tage früher ihnen das Leben würde gerettet haben. So entscheidet ein unwissender Kalendermacher über das Leben der Menschen! Man fürchtet sich, Arzeneyen zu nehmen, so lange die Hundstage währen. Wenn diese Furcht sich auf die große Hitze gründete, so verdiente sie Nachsicht. Allein man

glaubt, der Hundsstern, den man für unglücklich hält, regiere in diesen Tagen, und habe während derselben auf den menschlichen Körper besondern Einfluß. Jeder weiß, um wie viele Tage die sogenannten Hundstage von der Erscheinung jenes Sterns zerschieden sind, und wie er daher um so weniger auf etwas Nachtheiliges Einfluß haben kann, wenn sonst auch, wie es doch wirklich nicht ist, seine Wirkungen schädlich wären.

Auch beym Säen und Pflanzen hat man die Tage im Kalender bestimmt, die dazu gut seyn sollen, zur Frühlings- so wie zur Herbstsaat. Doch sind die Kalendermacher hierin nicht einig; der eine bestimmt diese, ein anderer jene Tage, und wenn man darüber mehrere vergleicht, so findet man, daß sie alle Tage theils für gut, theils für böse halten. So einfältig sind aber die Landleute jetzt nicht mehr, daß sie in den Kalender sehen sollten, wenn sie den Acker bestellen, oder den Garten bearbeiten wollen. Sie nehmen dazu die Zeit, welche ihnen die beste zu seyn scheint, und sind, wenn sie diese Arbeit gethan haben, unbekümmert, weil sie wohl wissen, daß sie nun nichts weiter zum Fortkommen des Gesäeten oder Gepflanzten beytragen können, sondern Segen und Gedeihen von dem erwarten müssen, der das allein geben kann. Wie oft ist der Abergläubige betrogen worden, wenn er zu diesen Geschäften einen

vermeintlich glücklichen Tag wählte; und wie oft hat die Erfahrung gelehrt, daß auf solche Tage nichts ankomme! „Das Sommergetreide Gerste und Haser sollen mittelmäßig gerathen, wie auch Linsen, Wicken, Erbsen, Hirsen; Heu dürfte mehr, aber weniger Grummet werden. Das Wintergetreide, besonders Rocken kann im Herbste bey rechter Zeit gesäet werden. Das Obst soll an etlichen Orten gut, an andern aber schlecht gerathen. Die Eicheln verbleiben ganz klein. Der Hopfen geräth mittelmäßig, und leidet im Frühlinge Schaden durch Mehlthau. In diesem Jahre soll wenig Wein werden, und weil im Herbste kein gutes Wetter ist, so soll man ihn bald lesen, und die Weinberge zeitig decken.“ So spricht der Kalender; so kann man aber auch vorher sagen, daß es heute Abend finster, und morgen früh wieder helle werden wird — wie der Kalender versichert, daß in diesem Jahre mehr Heu als Grummet; an etlichen Orten mehr, an andern weniger Obst seyn werde; daß der Hopfen im Frühlinge gemeiniglich durch Melthau Schaden leide, daß im Herbste kein gutes Wetter sey, und daß man daher bey Zeiten säen und Wein lesen solle. — Wenn denn aber jenes zuversichtliche Vorhersagen: Gerste und Hafer s o l l e n mittelmäßig gerathen — in diesen Jahre s o l l wenig Wein werden ꝛc. nicht eintrifft; wer merkt darauf, oder wer macht dem, der das gesagt hat, Vorwürfe? Wer wird sich nicht gern von Mei-

nungen los machen, die so elend ausgedacht sind, und so schädlich werden können, wenn man fest daran hängt?

So unzuverlässig, wie alles dieses, sind auch die Wetterprophezeyungen der Kalender. Wer darum sich einen Kalender kauft, um daraus das Wetter zu lernen, der betrügt sich gewiß. Man vergleiche nur die Kalendervorherverkündigungen mit der Witterung selbst, und man wird sich bald überzeugen, daß sie nichtig sind. Nachdem man sich zehn Mal betrogen hat, trifft es kaum ein Mal zu, was man im Kalender vom Wetter sucht. Wir wissen im Allgemeinen die Ursachen davon, wenn das Wetter sich verändert hat; aber die Regeln, nach welchen dies geschieht, kennen wir noch nicht, und werden sie schwerlich finden. Es hat Leute gegeben, die sich die Mühe nahmen, Jahre lang das Wetter jedes einzelnen Tages zu bemerken, und die Ursache davon aufzusuchen; sie haben ihre Bemerkungen mit einander verglichen, um auf etwas Gewisses zu kommen, aber vergebens! Und fast scheint es, daß alle künftige Versuche so fruchtlos als die bisherigen seyn werden. Es ist auch bekannt, daß die Witterung an allen Orten nicht gleich ist. Hier regnet es, und eine Stunde weit scheint die Sonne. — Dort ist ein Gewitter, und hier bemerken wir es nicht. Wir haben Kalender, die in einer 15 und mehrere Meilen entfernten Stadt gemacht sind, wie wäre es möglich, daß sie uns sagen könnten, es werde heute bey uns ein Gewitter, morgen Regen seyn?

Heute fallen keine sonderliche Aspecten, sagt der Kalender, heute fallen gute, heute böse. Aspecten sind die Stellungen der Sonne und der Planeten, welche zu zerschiedenen Zeiten auch zerschieden sind, weil diese Körper sich bewegen. Wenn sie mit einander auf- und untergehen, und zu gleicher Zeit im Mittage erscheinen; so sagt man, daß sie einerley Länge haben. Wenn man von der Sonne bis zum Monde durch die Mittagslinie in Gedanken sich eine Linie denkt, und findet sie entweder in eben dem Grade, oder doch nur wenige Grade der Länge, von einander unterschieden; so heißt das Zusammenkunft; und diese soll mittelmäßig glücklich seyn. Ist aber die Sonne von einem Planeten, oder ein Planet von dem andern 60 Grade (ein Grad hat 15 Deutsche Meilen) der Länge nach entfernt; so heißt das gesechster Schein, der nach dem Kalender gut seyn soll. Wenn die Sonne von einem Planeten, oder ein Planet von dem andern 90 Grade absteht, so nennt man das gevierten Schein, der, wie der Kalender sagt, böse ist. Beym gedritten Schein sind Sonne und Planeten 190 Grade der Länge von einander entfernt: dieser soll gut seyn. Wenn zwey Planeten einander gegen über stehen, so heißt das Gegenschein; und der ist böse! Erblickt man zwey oder mehrere an derselben Stelle des Himmels; so heißt dieser Stand conjunctio oder Verbindung. — Jeder fühlt, wie ungereimt es seyn würde, zu glauben, daß die zerschiedenen Stellungen der Sonne und

der Planeten, die nach den von dem Schöpfer von Ewigkeit her festgesetzten Regeln erfolgen, und zu bestimmten Zeiten gewiß eintreffen, etwas Böses oder Gutes bedeuten könnten. Warum wollte man sich bey Dingen, deren Richtung nicht in unserer Macht steht, mit Furcht quälen oder mit Hoffnung schmeicheln? Der Abergläubige denkt z. B. wenn der Mond beym Jupiter oder der Venus gesehen werde, so zeige diese Verbindung bey der Geburt eines Kindes Glück an. Wer die ungeheuren Entfernungen bedenkt, in welchen die Planeten von einander, und von der Erde (auch bey ihrer Zusammenkunft) abstehen, der wird nicht Kälte, Wärme, Hitze, Trockenheit und Feuchtigkeit, noch weniger die Schicksale einzelner Menschen, oder gar ganze Weltbegenheiten ihrem Einflusse zuschreiben.

Die Planeten sind aus dem bey Manchem so beliebten Kalenderbuche bekannt. Sie heißen Saturn, Jupiter, Mars, Erde, Venus, Mercurius, und zu unsern Zeiten ist noch der Uranus entdeckt worden. Die Planeten sind Weltkörper, denen man diese Namen gegeben hat, um sie zu unterscheiden. Jedem Jahre wird ein Planet zugeordnet, von dem man alsdann sagt: er regiere; und jedem Planeten legt man Eigenschaften bey, die man auf die Witterung des Jahres überträgt. Saturn ist trocken und kalt, Jupiter feucht und warm, Mars hitzig und trocken rc. Hätte der Planet, welchen man den regierenden nennt, Einfluß auf die Witterung, oder,

wie man dies nach dem so genannten hundertjährigen Kalender glaubt, auf die Denkungsarten und Schicksale der Menschen, so könnte man das alles sehr genau vorher bestimmen, so müßten Zwillinge und alle diejenigen Kinder, die zu der Zeit geboren werden, da die Planeten dieselbe Stellung haben, auch einerley Charakter und Schicksale haben. Aber lehrt nicht die Erfahrung, daß ihre Gemüthsart und die Vorfälle ihres Lebens sehr zerschieden sind? Wie sonderbar ist es daher, wenn man von einem Planeten sagt: Er regiert. Kann ein todter Weltkörper, der sich seines Daseyns nicht bewußt ist, über vernünftige Geschöpfe das Regiment führen? Wenn das ein Planet außer uns könnte, warum sollte es nicht vielmehr die Erde können, auf der wir wohnen, und die daher auf uns einen weit größern Einfluß hierin haben müßte, als jene weit entfernten Welten? Ist es nicht schändlich, bey Betrachtung seiner Schicksale an eine leblose Materie zu denken, und derselben Wirkungen zuzuschreiben, die sie unmöglich haben kann? Als ob man es nicht wüßte, daß ein Gott sey, der alles regiert, und für seine Geschöpfe mit Güte und Weisheit sorgt! Jener Aberglaube verdunkelt die göttliche Vorsehung, und ist für die Tugend höchst gefährlich.

Man bestimmt im Kalender auch die monatliche Witterung im Allgemeinen, aber so, daß auch der Einfältigste sie vorher sagen kann. Der Frühling, heißt es, ist feucht, dabey warm, mit unterlaufendem Froste. Der Sommer ist bisweilen

warm, doch oft kalt. Der Herbst und der Winter sind anfangs feucht, alsdann mittelmäßig, darnach ganz kalt und feucht. Der März ist kalt, der April hält Regen, der May ist anfangs schön, worauf Kälte folgen könnte. Der Junius ist zwar fein, hat aber oft Regen. Im December kommt Schnee, darauf etwas Regen. Zu Ende des Jahres wird es kalt, welches bis in das folgende Jahr dauert. — Welche Prophezeyungen! Wie bekannt ist es, daß im Frühlinge noch Fröste mit unterlaufen; daß es im April regnet und noch etwas kalt ist, und die Kälte des Winters bis in das folgende Jahr dauert? Es würde daher mehr als Neugier nach der Zukunft seyn, wenn man nach diesem Maßstabe die Witterung messen wollte. Wir können die künftige Witterung, im Allgemeinen, mit ziemlicher Gewißheit vorher sagen, denn die Erfahrung hat uns ihre Verschiedenheit in den Jahrszeiten, und ihre gewöhnliche Abweichung von der Regel gelehrt.

Und damit es an nichts fehle, was ein Neugieriger suchen könnte, so haben viele Kalender auch Welthändel. Man glaubt in die Zeiten der Heiden versetzt zu seyn, wenn man in derjenigen, die man aufgeklärt nennt, wo man die Vorfahren dumm und sich für weise hält, solche Dinge in einem Buche liest, das fast allgemein in den Händen der Christen ist. Mancher hängt seinen Kalender, den er in allen Nöthen zu fragen gewohnt ist, wie ein Heiligthum hin, und hält seine Aussprüche,

wenn ihn gleich der Erfolg so oft das Gegentheil gelehrt hat, fernerhin für untrüglich. Schon das sollte die Richtigkeit der Kalenderprophezeyungen zeigen, daß sie in einem Jahre wie in dem andern ausfallen. Boshafte Gemüther richten nicht nur im Januar und November, sondern zu allen Zeiten Unheil an. Und soll man sich etwa nur in diesem Monate vor bösen Mäulern hüten, oder hat man durch das ganze Jahr Ursache dazu? nicht nur im Februar oder October wird mit gefährlichen Unternehmungen umgegangen; nicht im Junius nur ist der Feind geschäftig, und ungerechten Richter ist nicht der Julius allein gefährlich. Man sieht leicht, daß der Kalender blos schrieb, um auch von Welthändeln etwas gesagt zu haben. Wer könnte so thöricht seyn, die Begebenheiten in der Welt hiernach zu beurtheilen, oder glauben, daß das, was geschieht, darum geschieht, weil es im Kalender vorher gesagt ist? Freylich, wenn man geneigt ist, die Vorfälle, welche uns und andere treffen, hieher zu ziehen, so wird man immer Gelegenheit haben, sich in der Meinung zu beruhigen, daß der Kalender doch wahr geredet habe.

Vielleicht sind die Prophezeyungen von Krieg und Frieden richtiger? Freylich! denn da gesteht man, daß man nichts wisse; gesteht, daß es thöricht sey, die Ursachen dazu bey den Sternen zu suchen. Warum aber entfernt man nicht alles das, was wenigstens eben so thöricht ist?

Dort sehe ich ein Verzeichniß der Knaben- und Mädchencharaktere durch alle Monate. Wie mag dem armen Manne zu Muthe seyn, wenn seine Gattinn im März entbunden wird, und er dann in einem Kalender die, seiner Meinung nach, unfehlbare Wahrheit hört: Kinder im März geboren, sind wiederspänstig, neidisch, unkeusch, werden große Betrüger und Lügner, reich an zeitlichen Gütern, haben aber kein gutes Gewissen. Recht eigentlich scheinen viele Kalender dazu gemacht zu seyn, Angst und Kummer, Thorheit und Finsterniß zu erhalten.

Man suche doch, ob, wie in Kalendern gesagt wird, die Mädchen des Januars im Gesichte ein Merkmaal haben; oder ob die im März gebornen Knaben wirklich zu einem hohen Alter gelangen, oder die im April gebornen alle wohl gestaltet sind. Daß die Mädchen des Aprils ihr Kränzchen in Acht nehmen sollen, und die Maymädchen treuherzig sind, steht wohl blos deswegen da, daß man im Wirthshause darüber lachen soll. Der Mann, im Julius geboren, heirathe, und glaube, er werde drey Weiber bekommen; denn der Tod sieht nicht den Kalender, und fragt nicht, ob er ihm etwa ein hohes Alter geweissagt habe. — Verkürzen nur Augustmädchen durch Aerger sich das Leben; essen nur die Septemberknaben gern etwas Gutes, oder ist das allen Erdenkindern gemein? Wir wollen über ernsthafte Dinge nicht spaßen! Der Dumme wird unvorsichtig heirathen, weil er in einem Monate geboren ist,

der ihm dazu Glück verkündigt; oder er wird den Ehestand scheuen, weil der Kalender ihm Unglück prophezeyet. Und was für unselige Folgen können aus dem Allen entstehen! Jener wird ein Wollüstling, vielleicht darum, weil, wie der Kalender sagt und er glaubt, alle im Januar Geborne dazu geneigt sind. Jene ist lügenhaft und zornig, und bleibt es, denn der Februar hat es in ihre Natur gelegt, und sie kann, wie sie glaubt, nichts dafür. Dieser erwartet nach dem Kalender ein hohes Alter, und der Tod reißt ihn, mitten unter Hoffnungen, dahin; jener fürchtet es, weil es ihm im Alter traurig ergehen soll. Diese fürchtet die Ehe, weil sie damit wenig Ehre einlegen soll, und verscherzt darüber ihr Glück; jene plagt die beyden ersten Männer zu Tode, und die dritte Ehe soll erst glücklich seyn. — Dieser — aber wer könnte den Unsinn und alles das Unglück, das daraus entstehen kann, und wirklich entsteht, erzählen? Warum wollte man sich die Jahre der Freude verkümmen, das Glück des Lebens nur halb genießen, oder unter Furcht und leeren Hoffnungen dahin gehen? Und wie unweise würde das seyn, wenn man es aus dem nichtigen Grunde thun wollte, weil es ein albener Mensch im Kalender gesagt hat.

Man möchte ermüden, alle die thörichten Meinungen zu nennen, von denen die Menschen geplagt werden. Dort sehe ich etwas von Stufenjahren. Man geht bey Bestimmung derselben von der

Zahl 7 oder 9 aus, verdoppelt sie, und setzt dann noch 7 oder 9 hinzu, um die Jahre zu bestimmen, da dem Menschen etwas Merkwürdiges begegnen soll. Im 63ten Jahre sollen die Alten gemeiniglich sterben; warum? weil 7 Mal 9 = 63 macht. Das 49te Jahr soll besonders gefährlich seyn, weil es das 7 Mal 7te ist. — Gott verbarg uns die Zukunft und die Zeit unsers Todes; wie könnten wir das durch so leichte Berechnungen errathen? Greift man nicht durch solche Klügeleyen dem Schöpfer vor? Und wo ist der, der sagen könnte, daß die merkwürdigen Begebenheiten seines Lebens gerade in die genannten Jahre wirklich gefallen wären? Die Vorsehung bestimmt die Schicksale der Menschen, ohne sich nach den Jahren zu richten, die diese vorwitzig dazu fest setzten.

Leser, ermüde nicht, und lies noch etwas von dem Glücks- und Unglücksspiegel, auf nächtliche Träume gerichtet. — Dieses vorgesetzte A. B. C. sollst du also verstehen; Wenn du des Morgens früh aufstehst, so sollst du vor allen Dingen dein Gebethbuch zur Hand nehmen, und mit einem andächtigen Gebet dich Gott befehlen. Wenn du nun dein Gebethbuch aufschlägst, so nimm den ersten Buchstaben auf der ersten Zeile oben am Blatte steht, und suche in diesem vorgesetzten A. B. C, so wird derselbe Buchstab zeigen, was dir an demselben Tage bevor steht. Ist es Glück, so danke Gott, und bete desto fleißiger; denn Gott ist ein Mann, der Glück und Unglück wenden kann.

Bericht, wie man das A. B. C. verstehen soll.

A. Große Ehre und Freundschaft sollst du haben heut.
B. Feindschaft ist auf dir, sieh dich fleißig für.
C. Verlurst will dir heute begegnen.
D. Glück in allen Sachen wirst du haben.
E. Beym Frauenzimmer bist du glücklich.
F. Zank und Streit hast du heut.
G. Freude wirst du überkommen.
H. Aus deinen Sorgen kommst du heut.
J. Deine Sachen gehen glücklich an den Ort.
K. In Schaden sollst kommen heut.
L. Betrogen sollst du werden heut.
M. Kummer und Trübsal ist um dich überall.
N. Böse Nachrede wirst du hören.
O. Gute Zeit ist dir heut bereit.
P. Gute Botschaft wirst du hören.
Q. Deine Freunde sind dir mißgünstig.
R. Keine gute Zeitung wirst du hören.
S. Ein heimlich Unglück will dir begegnen.
T. Hüte dich vor deinem Nächsten.
U. Glück und Freud hast du heut.
W. Guten Fortgang hast du heut.
X. Glücklich ist deine Sache.
Y. Guten Nutzen und Gewinn.
Z. Heute hast du zu allem, was du anfangen wirst, Glück.

Wie viel Unheil kann durch Verbreitung solchen Unsinns angerichtet werden! Heute soll ich mich vor meinem Nächsten hüten, weil, indem ich das Gebetbuch aufschlug, der Buchstab T. mir zuerst in die Augen fiel! Jetzt merkt er mein Mißtrauen und

hört auf, mein Freund zu seyn; denn er hatte nich
Böses im Sinne. Heute soll ich Freude, Glü
rc. haben, und freue mich darauf; sehe mich ab
zu meinem Mißvergnügen getäuscht. Oder ich so
Verlurst, Zank, Schaden rc. haben, fürchte es ve
gebens, und verbittere mir die Zeit, die sonst vie
leicht froh würde vorüber gegangen seyn. Heu
unterlasse ich etwas zu thun, weil der Buchstab e
widerräth, und muß es nachher bedauern; denn di
Gelegenheit ist vorüber, und kommt wahrscheinlich s
bald nicht wieder, da ich zu meinem oder zum Glück
eines Andern etwas thun konnte. Oder der Buchsta
prophezeyet guten Fortgang; ich unternehme, un
sehe mich abermals betrogen, denn ich fand gera
die unbequemste Zeit.

Durch den Kalender würde man unter allen Bü
chern am geschicktesten richtige Kenntnisse verbreite
und Weltverbesserung bewirken können. Jedes an
dere Buch legt man bald, wenigstens wenn es gel
sen ist, weg; den Kalender gebraucht man vom An
fange bis zu Ende des Jahres. Aber, was je de
Aberglaube ausgedacht hat, das findet man im Ka
lender. Schade, daß man ihn mit lügenhaften We
terprophezeyungen und so vielen andern albernen Di
gen anfüllt! Schade, daß man ihn zur Verbreitun
vieles Unsinns und des Aberglaubens mißbraucht! –
Aber warum wird denn so etwas gedruckt? Weil d
alte Wahrheit noch jetzt gilt: Die Welt will betr
gen seyn.